

DER MARIENBOTE

Juli-August 1961



Der Marienbote



Monatsschrift für die katholische Familie Mit kirchlicher Genehmigung herausgegeben von den Oblaten Patres zu Battleford. Preis: $2.00 jährlich. Adresse: The Marian Press, Box 249, Battleford, Sask., Canada.

A monthly magazine for the Catholic family. Published with ecclesiastical approval by the Oblate Fathers at The Marian Press, Box 249, Battleford, Sask., Canada. Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail. Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — Heinrich Krawitz O.M.I. — Editor

29. Jahrgang Juli-August 1961, Battleford, Sask. No. 9

Dies und Das

Heute verabschiedet sich der "Marienbote" von seinen Lesern. Wie wir bereits im vergangenen Monat mitgeteilt hatten, wurde von unseren Vorgesetzten beschlossen, das Erscheinen des "Marienboten" einzustellen. Und so schliesst denn mit der heutigen Ausgabe unseres "Boten" das letzte Kapitel der Geschichte des katholischen Pressewerkes deutscher Oblatenpriester hier in Canada. Vor 54 Jahren, im September 1907, erschien die erste Nummer der "West-Canada", eines von deutschen Oblatenpatres gegründeten und geleiteten Wochenblattes. Der "West-Canada", Während des ersten Weltkrieges ihr Erscheinen einstellen mußte, folgte die Wochenschrift "Der Katholik". Als die deutschen Oblatenpatres dann später ihre eigene Druckerei gründen konnten, war der "Marienbote" geboren. Vor 13 Jahren konnte der "Marienbote" die heute in ganz Canada bekannte englische Monatsschrift "Our Family" gründen, und nun ist sein Werk getan. Still legen wir die Feder zur Seite, leise betend, Maria, deren "Boten" wir so viele Jahre leiten konnten, möge nun segnen jedes Wort das gesagt war.

In Zeiten wie wir sie heute erleben, in Tagen, da das Edle zu versinken droht im Schlame einer Kultur, deren Geist Korruption ist und Grauen und Schrecken, wäre es uns so bitter notwendig, daß "Boten" kämen, die uns vom Licht sprächen und vom Leben. Von jenem Licht, das von oben kommt und Leben schenkt. Nun geht einer dieser "Boten" von uns. Doch damit wird das "Licht" noch lange nicht untergehen. Wir sehen ja, wie wahr es ist, daß nicht nur das Böse, sondern auch das Gute, das Echte, das Göttliche die Kraft hat, Menschen anzustecken, Menschen zu ergreifen und bei Gott zu halten. Ja, dem Bösen sind Grenzen gelegt. Das Gute kennt kein Sterben. Es ist auferstanden von allem Toten damals, als Christus auferstand, der Ewige.

Der Gute stirbt. Er kann sogar in größter Kreuzesqual sterben. Das Gute jedoch in ihm, das er vollbringen konnte, das Gute, das Gott in ihn hineingestrahlt, bleibt ewig, weil Gott, die ewige Güte, ewig bleibt.

So scheiden wir denn von unseren Lesern nicht in hoffnungsloser Trauer. Wir scheiden mit dem Glaubensbekenntnis an den Drei-Einen Gott, der Seiner Menschen Welt in weisen Händen hält, und der Sein Wort, das Er uns in Heiliger Weihnacht gegeben, nimmermehr zurücknehmen wird.

Dieses "Wort" ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt. Und es wohnt immer noch unter uns, denn Er ist in uns und wir sind in Ihm, den Herrn Jesus Christus. Wo Er aber ist, da ist zusammen mit Glauben und Lieben auch das heilige Hoffen anf Ihn. Die heilige Zuversicht, daß Er die Seinen nie verlassen werde. Der "Marienbote" scheidet, das Wort jedoch bleibt. Und

Gott hat unzählbare Wege, zu uns zu srechen. Er braucht nicht gerade den "Marienboten" dazu. Daß Er unseren bescheidenen "Boten" als Sein Werkzeug gebraucht hat, zu vielen Menschen fast drei Jahrzehnte lang zu reden, ist uns eine Gnade. Wir sind Gott dankbar dafür. Wer unseren "Marienboten" gekannt hat, weiß, daß wir Gott sehr oft fast ganz persönlich ansprachen. Gott war uns nie etwas Abstraktes, Weltfernes. Er war und Er ist uns immer der große Herr, der liebe Gott, der persönliche Freund und Vater und Bruder und Herz unseres Herzens.

Nun scheiden wir von unseren Lesern mit dem schönen Gruß: "Behüt Euch alle Gott!" Maria aber segne mütterlichst und bleibe uns allen immer helfende, tröstende und heiligende Schutzmantelmadonna.

– Der Schriftleiter

---

14 Zitate, der Beachtung wert

Was Zitate sind? Nun darunter versteht man jene Aussprüche großer Männer, die bis jetzt die Zeitläufte überdauert haben und sich einer gewissen Bekanntheit erfreuen. — Es ist aber kein Unglück, wenn man nicht gleich ein paar Dutzend davon heruntersagen kann. Aber es ist bisweilen ganz anregend, sie und ihre Schöpfer ein wenig zu betrachten. Hier sind ein paar solcher Zitate zusammengestellt. Wer getraut sich, sie unter die folgenden Gestalten der Weltgeschichte aufzustellen?

1. Plato (griechischer Philosoph), 2. Cicero (römischer Rechtsanwalt), 3. Paulus (Apostel Christi Jesu), 4. Augustinus (abendländischer Kirchenlehrer), 5. Benedikt von Nursia (Vater des abendländischen Mönchtums), 6. Franz von Assisi (Begründer des Ordens der Minderbrüder, der "Bruder Immerfroh" genannt), 7. Klaus von der Flüe (Landesheiliger der Schweiz), 8. Luther (deutscher Reformator), 9. "Des Knaben Wunderhorn" (Lieder- und Spruchsammlung des 19. Jahrhunderts), 10. Kardinal Newman (englischer Konvertit), 11. Gandhi (indischer Staatsmann), 12. Albert Schweitzer (evangelischer Theologe und Arzt), 13. Papst Pius XII., 14. Volksmund.

Und die Worte: a) "Wo kein Gesetz ist, da gibt es auch keine Übertretung" – b) "Überwinde das Böse durch das Gute!" – c) "Jedermann sei der obrigkeitlichen Gewalt untertan!" – d) "Jeder handle nach seiner Überzeugung!" – e) "Wer zu stehen glaubt, der sehe zu, daß er nicht falle" – f) "In der Versammlung will ich lieber fünf verständliche Worte reden als zehntausend Worte in Sprachen" – g) "Schlechter Umgang verdirbt gute Sitten" – h) "Der Buchstabe tötet, der Geist aber macht lebendig" – i) "Die Sonne gehe nicht unter über eurem Zorn. Gebt dem Teufel nicht Raum!" – k) "Prüfet alles, das Beste behaltet!" – l) "Wer nicht arbeiten will, soll auch nicht eseen" – m) "Gottes Wort läßt sich nicht fesseln" – n) "Vergeßt die Gastfreundschaft nicht!"

Der 14 Zitate zweiter Teil

Es ist möglich, daß Sie sich viel Mühe gemacht haben, herauszufinden, welches Zitat von Cicero stammt und was Gandhi gesagt haben könnte. Schade. Denn Ihr Ergebnis stimmt nicht. Wieso ich das weiß? Ganz einfach: Weil von Cicero gar keins dabei war. Auch von Gandhi nicht und von Augustinus und von Pius XII. auch nicht. Nein. Die Worte stammen alle aus einem Mund und aus einem Herzen. Von Paulus. Sie stehen in der Heiligen Schrift. Glauben Sie nicht auch, daß wir sie viel zu wenig kennen?

(Die Zitate sind der Reihe nach den folgenden Paulusbriefen entnommen: Röm. 4, 15; 2.12, 21; 13, 1; 14, 5; 1. Kor. 10, 12; 14, 19; 15,33; 2. Kor. 3, 6; Gal. 6, 7; Eph. 4,27; 1. Thess. 5, 20;; 2. Thess. 3, 10; 2. Tim. 2, 9; Hebr. 13, 2.)

**Herr, es ist nicht aus.
"Du bist im Todeskampf
bis zum Ende der Zeiten",
ich weiß es.
Die Menschen lösen sich nacheinander
auf dem Kreuzeswege ab.
Die Auferstehung wird erst am Ende
des Weltenlaufes vollendet sein.
Ich bin auf dem Wege,
ich habe meinen kleinen Anteil
und die anderen haben ihren.
Es gibt nicht ein Teilchen
meines Leidens,
das du nicht schon gelebt
und in die unendliche Erlösergnade
umgewandelt hast.**

Hoeren

von Johannes Riede

Wenn einer sich mit Christus einlassen will, dann beginnt es damit, daß er kommt. Aber diese Bewegung auf den Herrn zu darf nicht im Äußeren steckenbleiben, sie muß gewissermaßen eine innere Fortsetzung finden, und das, was sich da ereignet, hat in der Heiligen Schrift seinen gemäßen Ausdruck gefunden in dem, was die Bibel "H ö r e n" nennt. Der Hörende ist nicht nur zu Christus "gekommen", sondern er schließt in sich auf und nimmt in sich hinein, was ihm von dem gegeben wird, dem er begegnet ist. So scheint es mir durchaus folgerichtig, wenn an Sexagesima den Gekommenen gesagt wird: "Ausging der Sämann, zu säen seinen Samen", und wenn ihnen dabei etwas verraten wird über das rechte Hören.

Nun ist es freilich mit dem Hören und Hörenkönnen für uns alle so eine Sache. Viele klagen darüber, daß es so wenige Menschen gäbe, die noch zuhören könnten, die noch imstande sind, einen anderen anzuhören. Lehrer klagen über ihre Kinder, sie hätten das Hören verlernt. Aber bei uns Erwachsenen scheint es nicht besser zu sein. Es wird sehr viel geredet (vielleicht eben doch zuviel!), aber wie selten ist es, daß einer hin-hört und sich angesprochen weiß!

Nun ist aber in der Bibel das Hören und Hörenkönnen alles andere als eine N e b e n s ä c h l i c h k e i t. Ja es scheint, als gehöre das Hören zu den zentralen Vorgängen des Heils. Oder ist es von ungefähr, daß so wesentliche Geschehnisse wie die Geburt unseres Herrn oder die Taufe Jesu, seine Verklärung, das leere Grab oder das Zungenreden am Pfingsttag, daß alle diese Ereignisse erst für den Hörenden sich zu erhellen anfangen? Jede dieser Begebenheiten kann so oder anders gedeutet werden. Und warum ist immer mit dem Geschehen ein deutendes Wort verbunden. Die Engel sagen, das neugeborene Kind sei der Heiland der Welt, die Stimme vom Himmel bezeugt, daß der Getaufte der geliebte Sohn sei, und wieder sind es die Engel, die das leere Grab deuten und verkünden: Er ist auferstanden; Petrus bezeugt, daß die Jünger nicht trunken sind (so hätte man auch deuten können!), sondern daß der Geist ausgegossen sei . . . und so wäre noch vieles zu nennen. Im Hören erst (in diesem innersten Sichauftun) wird man der eigentlichen Wirklichkeit inne, im Hören erst kommt jene Bewegung von Gott her, die wir Offen-barung nennen, zu ihrem Ziel.

Es verwundert mich keineswegs, daß jenes Gleichnis vom Sämann (Matth. 13, 1-23; Mark. 4, 1-20; Luk. 8, 4-15) und seine Deutung durch Jesus in allen synoptischen Evangelien, zumindest aber bei Matthäus und Markus fast in wörtlicher Überein-

---

PRIESTER

Aus einem Brief von Paul Claudel

Man muß wohl wirklich und wahrhaftig ein Sünder gewesen sein, nicht nur mit der Sünde geliebäugelt haben, nein: Das, was man einen Sünder nennt in des Wortes ganzer Bedeutung. Man muß mit aller Gier das Brot der Tränen gegessen haben, um die ungeheure Sendung dieses Mannes in Schwarz ganz zu verstehen, der das Vorrecht der Lösegewalt besitzt. Mag er noch so durchschnittlich sein, ungesammelt, weltlich gesinnt, totmüde, verstehen Sie? Der Tod ist eben der Tod! Ich war vergiftet, dem Tode nahe. Er hat nur e i n Wort, das er sagt: "Ich spreche dich los, insoweit ich es kann und du es bedarfst — von jeder Fessel der Exkommunikation und des Interdiktes —" und mit einem Schlag ist das Leben, das Licht über mich hereingebrochen, die Befreiung der Taufe, die Morgenfrische der Wiedergeburt, die Auferstehung des Fleisches! Welch eine Macht! Und das ist nicht alles! Mich hungerte — er gab mir zu essen. Kein Brot! Was sollte ich mit Brot tun? Ganz etwas anderes als Brot! Oh, ich starb vor Verlangen danach! Diese geheimnisvolle Speise, nach der mich hungerte seit der Erschaffung der Welt. Siehe, der Priester kommt zu mir. Er hält sie in seinen geweihten und ehrwürdigen Händen — diese Speise. Nie, seit Erschaffung der Welt, habe ich aufgehört, nach ihr Verlangen zu tragen, nach dem Lamm, das erwürgt wurde, bevor die Welt wurde. O Priester ,wie könnte ich dich je entbehren!

Mit welch innerer Bewegung betrachtete ich nicht manchmal diese lange Reihe rührender Gesichter in der Kirche, in denen ein Suchen der Seele ist, sich vom Fleische frei zu machen. Wozu seid ihr gekommen, was verlangt ihr von mir, arme Menschen? Das ewige Leben! Der Priester bringt es euch in seine Händen, das ewige Leben. Ihr braucht nur den Mund zu öffnen! "Öffne weit deinen Mund — und ich werde dir ihn füllen!" (Ps. 80:11), ihr Kinder meines Herzens! Es ist wahr, daß mehr Kinder als eine Mutter überhaupt haben kann, dem gegeben sind, den sie einen Einsamen nennen!

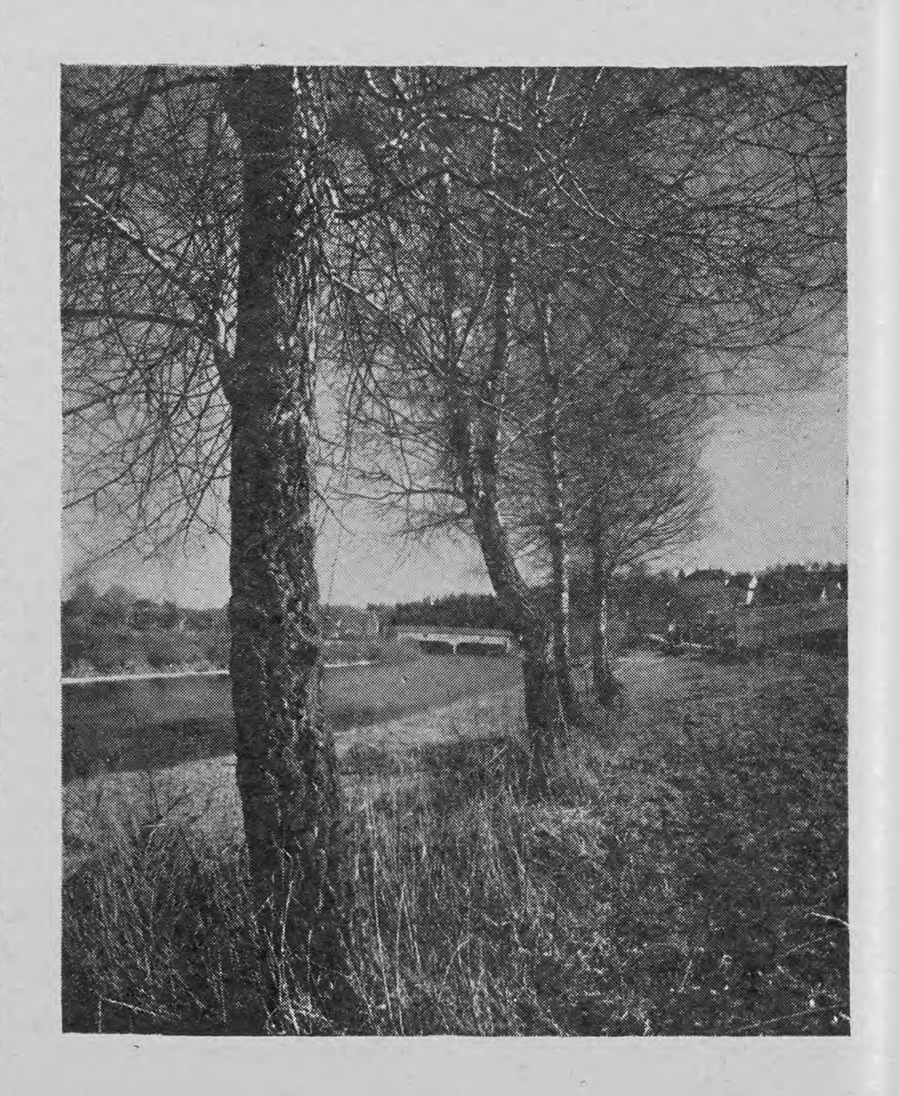
stimmung vorgefunden wird. Offenbar war dieser Text in der Verkündigung der jungen Gemeinde (aus der unsere Evangelien ja entstanden sind) sehr ernst und wichtig genommen worden. Die Jünger haben sicher genau begriffen, was Jesus sagen wollte, wenn er immer wieder betonte, daß es nichts Wichtigeres gäbe als das Hören auf Gottes Wort (vgl. Luk. 10, 38-42).

Schön ist das, wie in den Evangelien immer wieder berichtet wird, daß die Menschen sich um den Herrn drängen, um sein Wort zu hören, das so ganz anders ist als das der Schriftgelehrten, und wenn er den Samen ausstreut in den aufgebrochenen Acker. Man könnte fast entmutigt sein, sobald man überlegt, ob so etwas heute noch möglich ist. Was gibt es an Passivität dem Gotteswort gegengenüber! Man denke nur an die Predigt, von der manche sagen, sie ließen das alles eben über sich ergehen, man denke sich nichts mehr dabei. Und doch scheint mir die nicht allzu seltene Kritik an der Predigt ein deutliches Zeichen zu sein, daß viele, viele wirklich noch hören wollen. Gespräche mit jungen Menschen bezeugen dasselbe. Was ist mir gerade hier an lebendigem Interesse am Gotteswort, an Fragen und Suchen schon begegnet! Ich meine, es sei auch heute noch viel Bereitschaft vorhanden. Aber ist es damit getan?

Das Gleichnis sagt: "Wer Ohren hat zu hören, höre!" Offenbar sind Hören und Hören zweierlei Dinge. Nicht nur in dem Sinne, daß einer mit halbem Ohr zuhört oder daß er nur das hört, was er eben hören will (eine Gefahr, die viel größer ist, als wir denken!), sondern in dem viel entscheidenderen Sinne, daß er aber den An-ruf, der an ihn ergeht, nicht mehr vernimmt, oder daß er ihn zwar vernimmt, aber ihm ausweicht. "Vollziehen sollt ihr das Wort, nicht nur es hören" — das ist gemeint, und Jakobus fährt fort (mit einem Bild, das man nie mehr vergessen kann): "Denn wer das Wort nur hört, ohne es zu verwirklichen, der gleicht einem Manne, der sein natürliches Antlitz im Spiegel betrachtet und, kaum daß er hingeschaut, auch schon weitergeht und gleich wieder vergessen hat, wie er aussah (Jak. 1, 22-24).

Das ist doch wohl auch der Sinn unseres Gleichnisses: ausgestreut wird genug, aber es fehlt an der richtigen Aufnahme. Von allen ist gesagt, daß sie hören. Aber nur von wenigen, daß sie hören, bewahren und Frucht bringen. An alle ergeht die Botschaft, aber die ihr Gehör schenken, sind wenige. Es ist kein Zufall, wenn in den Evangelien immer wieder gesagt wird, daß die Menschen "hören und doch nicht hören"! Hören ist eben nicht nur eine Sache der Ohren und auch nicht nur eine Sache des Verstandes, Hören ist letztlich eine Sache des Herzens, ist ein "Aufbruch" des Herzens, das Gott sucht, Hören ist Anfang der Liebe. Und wer das begriffen hat, dem kann man ruhig sagen: Hören führt notwendigerweise immer zum Gehorsam. "Selig, die das Wort Gottes hören und befolgen!" (Luk. 11, 28.)

Ob wir das fertigbrächten, was ich vor einiger Zeit bei einem evangelischen Kollegen (der nicht Theologe ist!) erlebte, als ich abends auf sein Arbeitszimmer kam und ihn dort auf und ab gehen sah — die Bibel in der Hand? Ob wir das fertigbrächten, auf die Lesungen im Gottesdienst mit wachen Sinnen zu hören (und nicht mitzulesen!) und unser Verhalten vom Gotteswort immer wieder korrigieren zu lassen? Oder ob wir hören und doch nicht hören? Jesus sagt: "Selig eure Ohren, weil sie hören!" (Matth. 13, 16.) –



Filmschauspieler duerfen so sein

von Christian Bock

Herr Neumann ist ein ganz gewöhnlicher Mensch, und er sitzt da eines Tages in irgendeinem ganz gewöhnlichen Café als ein hochberühmter Filmschauspieler das ganz gewöhnliche Café betritt.

Der Ober erkennt ihn sofort, alle Gäste des Cafés erkennen ihn sofort, Herr Neumann auch, die Garderobenfrau natürlich auch. Denn in dieser typischen Schulterbewegung ist er schon in tausend Kinos über die Leinwand geschritten.

Der Zufall will es, daß der berühmte Filmschauspieler an Herrn Neumanns Tisch tritt und ihn fragt, ob hier noch ein Platz frei sei.

Alle Gäste des Cafés beneiden Herrn Neumann, der nun dem Filmschauspieler auf Armlänge gegenübersitzt und ihm mitten in das berühmte Gesicht sehen kann. Und sie beneiden Herrn Neumann noch mehr, als der Filmschauspieler zum allgemeinen Erstaunen mit dem ganz gewöhnlichen Herrn Neumann ein Gespräch anfängt. Wenn Hoheiten früher so etwas taten, nannte man sie leutselig. Der berühmte Filmschauspieler scheint wirklich leutselig zu sein, denn er sagt nicht nur ein paar Sätze zu Herrn Neumann — nein, er unterhält sich richtig mit ihm und lächelt dabei mehrmals sein berühmtes Lächeln.

Herr Neumann, der zu allererst etwas verlegen war, hat inzwischen entdeckt, daß der Filmschauspieler im Leben gar nicht so bedeutende Sachen sagt wie im Film, nein, man kann sich auf ganz gewöhnliche Art mit ihm unterhalten.

Eigentlich ist es ein phantastischer Zufall, daß nicht nur irgendein Filmschauspieler, sondern gerade dieser Filmschauspieler an seinen Tisch gekommen ist, denn Herr Neumann hat etwas auf dem Herzen, was er brennend gern sagen möchte. Gleich zu Anfang hat er es nicht gewagt, aber jetzt wagt er es plötzlich.

"Wissen Sie", sagt er, "Sie ahnen ja nicht, wie ich unter Ihnen leide!"

Der Filmschauspieler sieht Herrn Neumann mit jenem berühmten Ausdruck der Verblüffung an, den er so oft in Großaufnahme auf der Leinwand hat. "Sie leiden unter mir?" fragt er. "Ja", sagt Herr Neumann, "das heißt, es ist irgendwie indirekt, ich meine, Sie wissen davon gar nichts. Es ist nämlich so: Meine Frau, die schwärmt immer so für Sie, sie läßt ja keinen Film aus, in dem Sie drin sind, und sie findet, Sie sehen immer so elegant aus und sind so klug und charmant und weiß ich was — ich meine, ich komme da natürlich nicht gegen an."

Der Filmschauspieler lächelt: "Aber ich bitte Sie, das ist im Film, das ist meine Rolle! Ihre Gattin verwechselt das mit der Wirklichkeit, das müssen Sie ihr doch klar machen können."

"Ach", sagt Herr Neumann mit einer resignierenden Geste, "haben Sie eine Ahnung von den Frauen!" Aber dann korrigiert er sich ganz erschrocken: "Das heißt, entschuldigen Sie, natürlich kennen Sie Frauen zehnmal besser als unsereins, das ist ja klar — aber meine Frau kennen Sie nicht!" Herr Neumann ist jetzt richtig in Fahrt und berichtet von allen Leiden, die der Filmschauspieler ihm, ohne es zu ahnen, bereitet. "Wenn ich nur mal eine Kartoffel auf den Teppich verliere oder mich sonst irgendwie mal daneben benehme — immer bekomme ich Sie unter die Nase gerieben! Sie können mir glauben, manchmal denke ich, an ihnen geht noch mal meine Ehe kaputt!"

Der Filmschauspieler sieht auf die Uhr. Herr Neumann entschuldigt sich sofort, daß er ihn mit seinem persönlichen Kram so lange aufgehalten hat.

Heiliger Geist

Du Geist der Liebe, des Trostes und des Friedens, halte Einkehr bei uns, auf daß wir durch Dein Wohnen in unserer Seele wahre Tempel und Herolde der Liebe werden.

Erfülle uns mit flammendem Liebesgeist, mit milder Barmherzigkeit und tiefem Mitleid. Wie das Wehen Deiner Liebe keine Grenzen kennt, so laß auch unsre Liebe ohne Grenzen sein und alle umfassen, die Menschenantlitz tragen, mögen sie auch andern Ländern und Völkern, andern Erdteilen und Rassen angehören.

Laß uns wahre Freunde und Förderer des Friedens sein. Laß uns meiden jeden Haß unter den Ständen und Klassen, unter den Völkern und Nationen. Gestalte mit Deiner Gnade unsere Seele, auf daß wir voll Liebe einander dienen und helfen.

Laß uns schon auf Erden ganz eins sein, damit wir hoffen dürfen, einst in der Anschauung der göttlichen Dreieinigkeit in unvergänglicher Liebe vereint zu werden.

Peter Hoberg

"Nein, nein", sagt der Filmschauspieler, "ich wollte nur sehen, wie spät es ist, aber ich habe noch ein bißchen Zeit. Wissen Sie was, Herr Neumann, ich gehe jetzt mal mit Ihnen nach Hause."

Herr Neumann sieht ihn fassungslos an: "Mit mir nach Hause?" "Ja", sagt der gefeierte Filmschauspieler. "Wenn es Ihnen recht ist. Wegen mir darf doch Ihre Ehe nicht scheitern! Da muß was geschehen!"

Herr Neumann sieht ihn verdutzt an: "Was wollen Sie denn dabei machen?"

"Passen Sie auf", sagte der Filmschauspieler, "was halten Sie davon: Ich komme jetzt mit Ihnen nach Hause, und dann benehme ich mich fiegelhaft. Niemals mehr wird Ihre Frau mich Ihnen vor die Nase halten!"

"Das ist gut!" sagt Herr Neumann, "das ist gut!"

Die Gäste im Café sehen staunend, wie der berühmte Filmschauspieler mit dem ganz gewöhnlichen Herrn Neumann zusammen das Café verläßt.

*

Frau Neumann fällt aus allen Wolken, als ihr Mann mit dem berühmten Filmschauspieler nach Hause kommt. Sie verliert fast die Sprache. Bevor sie zusammen ins Wohnzimmer gehen, wirft der Filmschauspieler in der Diele lässig seinen Zigarettenrest hin und tritt ihn mit dem Fuß aus. "Na", sagt er, "das macht wohl nichts." "Aber ich bitte Sie", sagt Frau Neumann eifrig, "das macht doch gar nichts!"

Dann trinken Sie zusammen Kaffee, und der Filmschauspieler nimmt jede Gelegenheit wahr, sich daneben zu benehmen. Er schwappt Kaffee auf das Tischtuch, er stopft sich ein halbes Stück Torte auf einmal in den Mund, kaut schmatzend und rülpst. Herr Neumann beobachtet seine Frau gespannt und schadenfroh. Als sich die Wohnungstür später hinter dem berühmten Gast geschlossen hat, sagt Frau Neumann: "Nein, das hätte ich ja nie gedacht!"

"Nicht wahr!" sagt Herr Neumann.

"Nein, wirklich', sagt Frau Neumann, "ich hätte nie gedacht, daß er so natürlich ist, so leger — einfach großartig! Jetzt bewundere ich ihn noch viel mehr!"

Herr Neumann sinkt geschlagen in den erstbesten Sessel. –

Wir und die Juden

Von Joseph Solzbacher

Was uns katholischen Christen mit den Juden am meisten verbindet, ist der Glaube an den wahren und lebendigen Gott, den Schöpfer des Himmels und der Erde; der Vater unseres Herrn Jesus Christus ist und der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs. Das verbindende Element ist also die Heilige Schrift des Alten Testaments, und daß Jesus aus diesem Volke stammt. Auch Maria, die Apostel und die ersten Christen sind aus diesem Stamme. Die Existenz der Juden bezeugt bis auf den heutigen Tag die göttliche Offenbarung. Deshalb kann der christliche Prediger auch auf die Juden hinweisen, wenn er von den Großtaten Gottes, seinen Forderungen und Verheißungen spricht.

Was uns am stärksten mit ihnen verbindet, daß Jesus "dem Fleische nach" aus diesem Volke stammt, unterscheidet uns auch am stärksten von ihnen. Sie anerkennen Jesus nicht als den von Gott gesandten Messias, sie beten ihn nicht an als den Sohn Gottes, sondern sie warten weiter auf eine Erlösung, auf den von Gott durch die Propheten verheißenen Erlöser. Sie bleiben im Advent, wo doch schon Weihnachten ist. Sie bleiben im Gesetz, obschon die Zeit der Gnade angebrochen ist.

Durch Glaube und Taufe steht die Mitgliedschaft zum Volk allen Menschen, aus allen Erdteilen, Rassen, Völkern und Sprachen offen. Zum Gottesvolk des Alten Bundes gehörte man durch die Geburt. (Die Knaben erhielten das Bundeszeichen der Beschneidung.)

Vieles ist dem jüdischen Volk in seiner tragischen Geschichte aufgezwungen worden. Im Lichte solcher Drangsale lösen sich viele Schlagworte judenfeindlicher Art auf. Wir Deutsche zumal müßten um bessere Beziehungen bemüht sein. Wir können nicht erwarten, daß die im Namen des deutschen Volkes geschlagenen Wunden jetzt schon geheilt sind. Daher keine falschen Verallgemeinerungen weder für frühere noch für neuere Begebenheiten.

Die Juden sind nicht das Volk der Jesusmörder. Jesus selbst, Maria, die Apostel und viele Anhänger Christi waren Juden. Wenn Johannes also sagt "Die Juden", darf man nicht übersehen, daß auch er selbst Jude war. Also meint er, wenn er, "die Juden" sagt, nur eine Jesusfeindliche Clique. Das wirksame Todesurteil über Jesus hat der heidnische Römer Pontius Pilatus gesprochen, die Kreuzigung nahm eine römische Truppe unter Leitung eines römischen Hauptmanns vor. Tiefer gesehen, haben wir alle, haben unsere Sünden Jesus gekreuzigt. — So ist es nicht von ungefähr, wenn auf einem Kreuzwegbild unzählige Hände nach dem Hammer greifen und mit ihm zuschlagen. Wir alle sind schuld am Tode des Herrn.

Alles was Menschenantlitz trägt ist nach Gottes Bild geschaffen. Alle Menschen sind Kinder des einen Vaters im Himmel und darum miteinander Brüder und Schwestern. Sie müssen sich alle — ohne Unterschied von Hautfarbe, Rasse und Glaube — als solche ansehen.

Wir müssen die Juden in die allgemeine christliche Nächstenliebe aufrichtig einschließen; wir sollten mutig den zurechtweisen, der in Gefahr ist, sich noch einmal verhetzen zu lassen. Beten wollen wir für die Juden, daß sie den wahren Davidsprossen und König der Juden, den Messias und Emanuel, Jesus Cchristus erkennen mögen. –

Maria vom immerfrohen Alltag

Von Ernst Schydrig

Als ob du allgegenwärtig wärest, so begegnest du uns überall mit Krone und Kind. Und wie oft ist diese Begegnung ein unverhofftes Abenteuer. Wir blättern in einem Buch, und plötzlich fällt dein Lächeln aus den Seiten. Wir schauen durchs Fenster auf den Dorfplatz; schon bist du wieder da, diesmal zuoberst auf der Brunnensäule inmitten plätschender Wasser und roter Geranienstöcklein.

So kann man dir zehnmal im Tage begegnen wie einem lieben Bekannten. Du hast eben überall zu sorgen. Du hütest unsere Brücken, du wachst über Straße, Wald und Korn. Du schimmerst als goldenes Wölklein über Litaneien und Kerzen, wenn viele Leute beieinander sind, oder füllst mit deinem blauen Mantel eine einsame Nische über dem Tor als wie eine liebe Hausschwalbe, die ihr himmlisch - heimliches Gezwitscher in die Gassen streut.

Wie du es nur fertigbringst, so oft über unsern Weg zu schreiten; wohin wir auch gehen, immer bist du hundert Schritte voraus und wartest an einer Straßenbiegung. Brunnen sind deine liebsten Stuben. Die Wälder sind bewohnt von dir: Maria Einsiedeln, Maria Buchen, Maria zum Schnee, Madonna del Sasso, Unsere Liebe Frau von den Hohen Stiegen . . . ach, man kommt aus keinem Staunen. Zu einem Einsiedler zwar gehörst du wie Buch und Bart; was sollte auch ein Einsiedler beten und träumen, wenn nicht von dir? Und die Wälder sind so schön und die Einsiedler liebe, alte Grauköpfe mit Tannennadeln im Bart und Harztropfen an der Kutte. Auch haben sie manchmal ein zahmes Eichhörnchen, und jedermann ist gern bei ihnen.

Aber daß du von den Einsiedlern weg wieder zurück in unsere geschwätzigen Städte kommst, das danken wir dir, Unsere Liebe Frau. Daß du von einem Brunnen herab wohlwollend unsere Zwiebelmärkte segnest, daß du behutsam durch Feld und Jahrzeit schreitest, über Felsen kletterst, über Dach und Baum und Stiege, nur um uns nah zu sein; vom Glockenmantel hoch über den Dachgiebeln bis hinab in unsere dunkelsten Träume immer in unserer Nähe, Unsere Herzliebe Frau, das danken wir dir. Wie ein himmlisches Gespinst ist dein Name in unser Leben verflochten, und am liebsten hießest du wohl: Maria vom immerfrohen Alltag. –



Marienlegende

Mit Blüten der Frühling im Tale stand,
da ging Maria einst über Land.
Sie schritt gesegnet durch Sonne und Wind,
trug unter dem Herzen das Jesuskind
und war voller Reife wie herbstliches Feld —
da fiel Erfüllung auch über die Welt.
Die Saaten, die kaum der Frühling gestreift,
standen auf einmal golden gereift.
An Reben, geschmückt noch im ersten Grün,
begannen schon schwere Trauben zu glühn.
Maria schritt müd ins Gebirge hinein,
da sprang aus dem trockenen Felsengestein
ein klarer Quell als klingender Gruß
und kühlt ihr den müden, staubigen Fuß. —
Am Apfelbaume, korrig und alt,
hungrig machte Maria halt,
da fielen aus Blütengesät in den Schoß
der Jungfrau die Früchte rosig und groß. —
Maria lächelnd die Wunder sah —
sie wußte verklärt: ihre Stunde war nah —
und sah, wie erfüllt schon alles war
von Dem, den sie der Erde gebar.

Max Rieple

Auge in Auge mit der Wahrheit

Betrachtungen über die Beichte

Von Sophia Ohm

". . . Der Spiegel . . ., den Gott uns vorhält, ist sein menschgewordener Sohn, der uns in allem gleich wurde ausser in der Sünde. Deshalb gilt es für den, der beichten lernen will, zunächst in das Leben des Sohnes Gottes zu blicken, um dort zu lernen, was Beichte ist, wie Beichte gemeint ist und wie Beichte wirkt." Man tut gut daran, diese Sätze mehrmals zu lesen, um des Ungewöhnlchen an ihnen richtig inne zu werden. Sie stehen im Einleitungskapitel zu einem Buch (Adrienne von Spyr, Die Beichte. Johannes Verlag, Einsiedeln 1960), dessen Verfasserin Wesen und Vollzug der Beichte unter einen grossen heilsgeschichtlichen Aspekt rückt: im Akt der Beichte wiederholt sich ein Stück des innerlichen Lebens Gottes; die Beichthaltung des Bekennenden und die des Beichtvaters sind vorgebildet in der Haltung, in der "Gott vor Gott steht": "Wenn der Sohn an Ostern die Beichte einsetzt, dann möchte er die göttliche Haltung den Menschen näherbringen, ihnen etwas vom trinitarischen Leben vermitteln". Das sind für unseren Katechismusverstand seltsame, geradezu anstrengende Worte, mit denen wir uns etwas näher befassen müssen.

Die kirchliche Lehre vom Bußsakrament

Zunächst jedoch: meinen wir nicht durchaus zu wissen, "was Beichte ist, wie Beichte gemeint ist und wie Beichte wirkt"? Wenn wir uns umschauen, so machen wir aber die Feststellung, daß überall da, wo in der Lehre der katholischen Kirche von der Beichte die Rede ist, diese als Teil- und Mittelstück des Sakraments der Buße auftritt: die übernatürliche Reue muß ihr vorausgehen, die richterliche Lossprechung durch den von Gott bevollmachteten Priester wird dem reuigen Bekenntnis (= Beichte) folgen und die Genugtuung (oder Buße) als Bereitschaft zur Wiedergutmachung von seiten des Bekennenden gehört notwendig mit dazu. Alles zusammen stellt den komplexen Vorgang der Sündenvergebung dar: das Sakrament der Buße ist die durch die Kirche vermittelte Wiederversöhnung des nach der Taufe gefallenen Sünders mit Gott. So ist es uns geläufig, nur wird im volkstümlichen Sprachgebrauch dieses Ganze, aus dem kein Teil herauslösbar ist, abkürzend "Beichte" genannt. Über dies "Geläufige" hinaus weiß der katholische Christ allerdings noch mehr, nämlich, daß das Heilswerk Christe eines ist, daß alle Sakramente in je bestimmter Weise und in bestimmtem Grade Gegenwärtigsetzungen des Heilswerkes sind, das Gott durch seinen menschgewordenen Sohn den Menschen zugewandt hat. So stirbt der Christ in der Taufe mit Christus und steht mit ihm wieder auf zum neuen Leben der Gnade; so erhält er in der pfingstlichen Gnade der Firmung das Siegel auf den neuen Lebensanfang, den Heiligen Geist, und so wird er in der Eucharistie immer von neuem unter das Kreuz Christi gestellt, der an eben diesem Kreuz alle Gnade für die Menschen mittlerisch erwarb. Man muß diese uns von Gott in seiner Kirche zugänglich gemachte Gnadenfülle im Blick behalten, um zu ermessen, was es bedeutet, daß der so geheiligte Christ — weil er in der Freiheit steht! — immer wieder durch die Sünde aus ihr herausfällt, so daß er immer wieder der Erneuerung bedarf: der göttlichen Erbarmung, wie sie uns eben im Sakrament der Sündennachlassung zuteil wird.

Das Bekenntnis vor Gott und der Kirche

Doch heißt es nun, Gedanken Raum geben, die über das allzu Geläufige und Gewohnte etwas hinausgehen. Unser Fallen und Wiederaufstehen, das sind keine kleinen Reparaturen und Aufpolierungen, die man so nebenbei vornehmen kann, ohne daß das größere Auswirkungen hätte, das ist vielmehr ein Vorgang, der jedesmal das Ganze der Kirche angeht — da wir ja in der Gemeinschaft der Heiligen stehen, so daß wir unsere Reue, Beichte und Buße nicht nur uns selbst, sondern ebenso allen anderen Christen schulden —, ein Vorgang, der — wagen wir ruhig den Ausdruck — jedesmal das Ganze des von Gott für uns veranstalteten Heilswerks neu in Bewegung setzt. Indem wir in die Bitternis der Sünde und des Gerichts hinabsteigen, nehmen wir jeweils die Bitternis des Kreuzestodes Christi neu für uns in Anspruch, um dann freilich in einem neuen, uns abermals gewährten Liebesakt wieder aufzuerstehen. Dies geschieht, um hierzu einmal Karl Rahner zu zitieren. "... indem der Satz: . . . ich habe gesündigt, . . . im Spruch des eigenen von Gottes Wahrheit überführten Gewissen allein redlich den Sachverhalt, die Wahrheit des Menschen ausspricht . . . und dann muß es gesagt werden vor Gott und der Kirche unerbittlich und ehrlich; dann ist dieser Satz die einzig redliche Formel der die Gnade preisenden Confessio des Menschen." ("Das Gebet der Schuld" in: Von der Not und dem Segen des Gebetes. Dies ist die "Beichte".

Der Spiegel, den Gott uns vorhält

Es war notwendig, uns mit diesen Vorbemerkungen dem Verständnis der besonderen "Beicht"-

Gedanken Adrienne von Speys anzunähern. Wo Rahner von "Gottes Wahrheit" spricht, dem sich die "Wahrheit des Menschen" stellen muß, spricht sie viel personaler, von dem "Spiegel, den Gott uns vorhällt", und dieser Spiegel ist "sein menschgewordener Sohn." Mit einer eigenwillig-kühnen Sprachkundgebung, die zudem die Komplexität des Bußsakraments, die wir zu Beginn absichtlich auseinanderfalteten, in den mittelsten "Beicht"-Akt zusammendrängt, spricht sie sodann vom "Beichtzustand des Sohnes", der "auf Erden vor dem Vater in dem Zustand lebt, in welcheem das vollkommene Beichtkind vor seinem Beichtvater, vor der Kirche und vor Gott zu leben hat: in der restlosen Offenheit, nichts verbergend, immer bereit, in jedem Augenblick den Eingriff des Heiligen Geistes zu gewärtigen . . ." Diese erschrekkend erhabene Parelle führt die Autorin weiter, indem sie zu bedenken gibt, daß der, "der die Wahrheit der Sünde erkennt, derselbe (ist), der sie in Wahrheit bekennt. Erkennen und bekennen sind im Sohn nicht zu scheiden, weil alles, was er hat und weiß, dem Vater gehört . . . Weil er aber, sie erkennend, die Schuld trägt . . ., deshalb leidet er, doch nicht in der Absonderung von Gott, sondern in der Offenheit, die von gleichem Wesen ist wie das offene Wort-Bekenntnis. Wenn ein Sünder seine Schuld in der Beichte bekennt, so entsteht eine doppelte Bewegung zwischen ihm und seiner Sünde: er indentifiziert sich erkennend und bekennend mit seiner Schuld und bejaht sich selbst als Sünder. Und indem er sie so als die seine und nur die seine anerkennt, distanziert er sich von ihr, indem er sie bereut. Gerade die vollständige Aufsichnahme seiner Schuld in Erkenntnis und Reue — gerade sie führt zur vollständigen Weggabe. Der Sünder bekennt, damit die Schuld von ihm genommen werde. Er verbindet sich mit ihr, damit er von ihr gelöst werde."

Das Unterscheidende innerhalb dieser Parallele sieht A. v. Sp. freilich darin, daß der Sohn die Sünde auf sich nimmt "als ein fremdes Gut" und sich nicht von ihr distanziert. Und obwohl er sich, gleich dem Beichtenden, nach einem neuen Leben sehnt, "muß es beim ganzen Opfer bleiben, beim uneingeschränkten Tod". Die Ungeheuerlichkeit, die darin besteht, daß der Sünder den Kreuzestod Christi neu für sich in Anspruch nimmt, verdeutlicht A. v. Sp. auf folgende Weise: ". . . und so entspricht die kleine Anstrengung der Beichte in einem winzigen Maß der unendlichen Anstrengung des Herrn (die bis in den Tod geht). In seinem Bekenntnis läßt der Mensch erkennen, daß er irgend etwas begriffen hat von dem, was der Herr für ihn am Kreuz getan hat."

Entlassen in das tiefere Schweigen Gottes

Es ist sicherlich nicht unfruchtbar, einmal von dieser spekulativen Schau her das Beichtverständnis aufzufrischen und um viele Grade zu vertiefen. Diese Vertiefung geht bei unserer Autorin so weit, daß sie es unternimmt, auch die schweigende Dunkelheit des Karsamstag — das Hinabsteigen des Sohnes in die Unterwelt — im Hinblick auf die Beichte zu deuten. Behutsam sich vortastend spricht sie von dem "Schweigen, das wohl beredter ist als jedes Wort, weil Vater und Sohn in der höchsten Intimität einander zuschweigen, aber Schweigen, weil der Sohn, aus der Höhe zurückkommend, über dieses Geheimnis erzählt. Von diesem Geheimnis schweigend, setzt er (der Auferstandene) die Beichte ein. Die Beichte, die er erlitten, die er aber auch verschwiegen hat . . . als letzte Besiegelung des Kreuzeswerkes." Nach solchen Betrachtungen ist es kaum noch überraschend, wenn von diesem göttlichen Schweigen aus die Brücke zu dem Schweigen geschlagen wird, das der Beichte anhaftet. "Der Priester vernimmt die Sünden des Beichtenden, der Zahl der Art, den Umständen nach. Er vernimmt zugleich, an der Haltung des Beichtenden ablesbar, vieles vom Geheimnis seines Seins im Vater und in der Kirche, seines Gespräches mit Gott, des Wortes und Schweigens innerhalb des Gesprächs . . . Und daher kommt es wohl, daß der Priester, der das Bekenntnis des Sünders mehr durch Schweigen als durch Worte hindurch vernimmt, selber ins Schweigen hinein verpflichtet wird. Viele andere, auf der Hand liegende Gründe mögen hinzukommen; sie kommen eben nur hinzu . . . Und wenn der Priester das Beichtkind entläßt, dann in das tiefere Schweigen Gottes hinein. Irgendwo auch in den Karsamstag hinein . . ." Es ist schön, zu sehen, wie von solchen Aspekten her das Verhältnis zwischen Beichtkind und Priester von allem "Institutionellen" hinweg in seine eigentlichen Dimensionen gehoben wird, denn es heißt dann noch weiter: ". . . Und der Priester ist nicht dort eingesetzt, wo der Sünder sündigt, sondern dort, wo er bekennend mit Gott spricht . . . Gott erlaubt dem Priester kraft seiner besonderen Gnade, etwas von seinem Wirken zu sehen, aber nicht für sich selbst, sondern für Gott und die Kirche". In dem kleinen Kapitel "Die Beichtgebete" heißt es dann — nach dem "Gelobt sei Jesus Christus!" und der Antwort: "In Ewigkeit, Amen!": ". . . Fast, als sei diese Entlassung aus dem Beichtstuhl eine solche ins ewige Leben hinein, und als stehe das Stück irdischen Lebens, das noch dazwischenfällt, nur eingeklammert, episodisch. Jede Beichte stellt Aug in Aug zur Ewigkeit."

Ungewöhnlich sind die Gedanken dieses Buches, fürwahr. Aber nicht so ungewöhnlich, daß sie nicht in die je eigene Beichterfahrung hineinwirken könnten, denn: je mehr "die Wahrheit" personale Züge annimmt, umso mehr kann sie geliebt werden, umso mehr können wir uns ihr ausliefern, um als Bekennende unserer Wahrheit auf die Spur zu kommen. –

Wir sind oft ungerecht da, wo wir lieben sollen – die Menschen sind nun einmal nicht, wie wir sie haben wollen.

Darf man um Priester und Ordensberufe werben?

Von Dr. J. Hünermann

Wer zum Priester- und Ordenstand berufen ist, der ist von Gott berufen. Gott allein kann eine solche Berufsgnade schenken. Das ist eine allgemein in der Kirche anerkannte Wahrheit.

Aber es ist eine Frage, ob Gott immer unmittelbar diejenigen beruft, die er zum Ordens- und Priesterstand erwählen möchte. Vernehmen die Berufenen in sich einen unmittelbaren Ruf Gottes, der sie einlädt, den Priester- und Ordensstand zu ergreifen? Niemand wird bestreiten wollen, daß es eine solche Form der Berufung zum geistlichen Stand gibt. Christus hat so seine Apostel berufen. Von der Zollschranke weg rief der Herr den Apostel Matthäus und gab ihm den Befehl: "Folge mir!" (Mt. 9:6). Den Saulus traf der Ruf des Herrn auf dem Weg nach Damaskus wie ein Blitzstrahl (Apg. 9:6). Auch heute noch gibt es sicherlich solche Berufungen. Aber ist dieser unmittelbare Ruf Gottes die Regel? Ja, besteht in einem solchem unmittelbaren Ruf Gottes zum geistlichen Stand das Wesen der Berufung, so daß ohne ihn die Berufung nicht echt sein könnte? Wenn das stimmen würde, dann wäre es eine Vermessenheit, wollte sich jemand ohne einen solchen klaren Anruf Gottes für den Priester- und Ordensstand entscheiden. Dann hätten auch alle jene Recht, die behaupten, man dürfe niemals für den Priester- und Ordensberuf in irgend einer Form werben. In der Tat hat es, vor allem in Frankreich, um die Jahrhundertwende Theologen gegeben, die so etwas behauptet haben. Darüber finden wir einen interessanten Bericht des Ehrendomherrn von Aire, Joseph Lahitton, der 1909 in Paris ein Buch erscheinen ließ mit dem Titel "Die Berufung zum Priesterstand". Lahitton ist dieser falschen Meinung leidenschaftlich entgegengetreten. Seine Entgegnungen fanden die ausdrückliche Zustimmung Pius' X. Eine vom Papst eigens eingesetzte Kommission von Kardinälen erklärte ausdrücklich, daß für die Echtheit eines Priester- und Ordensberufes die ausdrückliche und unmittelbare Berufung durch Gott in keiner Weise notwendig sei. Es genügt für die Zulassung zum Priesterstand, wenn der Betreffende in der rechten Absicht den Beruf erwählt und für ihn auch geeignet erscheint.

Der Priester- und Ordensstand hat eine ganz und gar übernatürliche Bestimmung. Wer aus der Liebe zu Gott, zur Kirche und den Menschen den Priesterberuf ergreift, wer mithelfen möchte, daß die Menschen mehr und mehr Gott erkennen, ihn lieben und ihm dienen lernen, wer mitarbeiten möchte an der Ausbreitung des Reiches Gottes, wer durch den Dienst am Altar, durch Gebet und priesterlich-seelsorgliches Wirken in dem Dienst Christi und seiner Sendung treten möchte, ja wer aus solchen übernatürlichen Erwägungen den Priesterberuf ergreift, der hat die rechte Absicht. Freilich gehört zur rechten Absicht die gewissenhafte Prüfung, ob man auch die für die Erfüllung der priesterlichen Pflichten geeignet ist. Die erwähnte Entscheidung der Kommission der Kardinäle von 1912 sagt bezüglich der Eignung zum Priestertum, daß sie auf den "Gaben der Gnade und der Natur beruhe", und daß sie "durch die Rechtschaffenheit des Wandels und die Aneignung eines hinreichenden Wissens erprobt und erwiesen sei".

Wer Priester werden will, muß an Leib und Seele gesund sein. Er muß erfüllt sein von einem echten Streben nach Frömmigkeit, nach selbstloser Hingabebereitschaft, nach Charakterfestigkeit, Zuverlässigkeit, und jene geistigen Eigenschaften besitzen, ohne die die Erfüllung der priesterlichen Pflichten unmöglich ist.

In der rechten Absicht, in der jemand den Priester - und Ordensstand erstrebt, und in der notwendigen Eignung darf man mit Recht eine echte Berufung erblicken. Denn beides wäre ohne das liebevolle Walten Gottes und die Anregungen seiner Gnade gar nicht möglich. Wenn

---

PRIESTERHÄNDE

Es wird uns von dem Pfarrer einer katholischen Gemeinde berichtet, der fern der Heimat einem Herzschlag erlegen war. Die Pfarrkinder waren erschüttert über die Nachricht vom plötzlichen Tod ihres Hirten, den sie überaus schätzten und liebten. Deshalb stand eines sofort bei ihnen fest: Ihr geliebter Seelsorger sollte nicht auf einem fremden Friedhof ruhen. Einmal wenigstens noch wollten sie ihren toten Hirten sehen und ihn dann in ihrer Mitte begraben.

So wurde die Leiche zur Pfarrgemeinde zurückgebracht. Infolge der weiten Fahrt und der Junihitze war das Gesicht schon angelaufen und entstellt. So blieb nichts anderes übrig, als den Kopf zuzudecken und nur die Hände frei zu lassen. Dann kamen die Gläubigen zu Hunderten. Es kam die ganze Gemeinde. Still zogen sie am Sarg vorbei und sahen zum letzten Male, von tiefer Rührung ergriffen, die Hände, die Sinnbilder der priesterlichen Macht, der priesterlichen Liebe, der priesterlichen Sorge ihres Hirten, die Hände, die so viel Segen gespendet hatten: die Priesterhände.

Aus: Johannes Pohlschneider, "Ein Bischof spricht zu seinen Priestern".

schon zu jedem guten Werk die Gnade notwendig ist, dann sicherlich zur Erlangung der Eignung für den geistlichen Stand und zum Entschluß, diesen Stand zu erstreben. Wie vieler Gnadengaben bedarf es nicht, daß ein Christ jene sittliche Kraft und Zuverlässigkeit erlangt, die ihn für den Priester- und Ordensstand geeignet erscheinen läßt! Vor wieviel Klippen und Gefahren muß ihn der liebe Gott in seiner Gnade bewahren! Die Fülle dieser erforderlichen natürlichen und übernatürlichen Gaben, die Gott einem Menschen schenkt, sind wahrhaft eine Auserwählung durch Gott und verraten einen echten Priesterberuf, auch ohne daß der Betreffende eine klare Stimme Gottes in sich vernimmt, die ihn direkt zum Priestertum ruft. Diese Gegebenheiten selbst sind ein Ruf Gottes, eine Berufung durch Gott nach dem Wort des Herrn: "Nicht alle fassen dieses Wort, sondern nur die, denen die Gnade dazu gegeben ist . . . Wer es fassen kann, der fasse es!" (Mt. 19:11 ff.)

Der Entschluß, Priester zu werden, oder in einen Orden einzutreten, wird in den seltesten Fällen ein Entschluß sein, der wie etwas Selbstverständliches gegeben ist. Häufiger wird es heute sein, daß er erst nach reiflichen Überlegungen, nach viel Gebet und Selbstprüfung zustande kommt, daß er nur im Kampf gegen viele Anfechtungen aufrecht erhalten werden kann, ein Kampf, den der Christ selbst führen muß.

Es gehört dazu normalerweise Mut und Entschlußkraft. Wäre der innere Priesterberuf wesentlich ein direkter, persönlicher Ruf Gottes, dann trüge der Betroffene für die Berufsentscheidung keine Verantwortung, dann würde ja Gott selbst ihn aller Verantwortung entheben, und man könnte eigentlich gar nicht von einer Berufswahl reden. Gott hätte ja selbst den Beruf bestimmt.

Der von der Gnade getragene, persönliche Entschluß, in dem der junge Christ sich für den Priester- und Ordensstand entscheidet, ist ein Wesenselement seiner inneren Berufung. Es ist ein Entschluß, der mit innerer Freiheit gefaßt werden muß. Die innere Berufung setzt also beides voraus: die Anregung der Gnade und die persönliche Antwort des Menschen selbst. Gott aber bedient sich, wie im ganzen Heilsgeschehen, so auch bei der Berufung zum Priester- und Ordensstand, werkzeuglicher Ursachen. Er will sich der Menschen bedienen, um seine Gnade Menschen zu schenken. Da ist neben dem Gebet der Gläubigen um die Weckung von Priester- und Ordensberufen vor al-

Unsere tägliche Freude gib uns heute!

Himmlischer Vater, unsere tägliche Freude gib uns heute! Denn unser tägliches Brot, unser täglicher Kaffee, unsere täglichen Zigaretten reichen nicht, um allen Hunger zu stillen — den unseres Magens, den unseres Herzens, den unserer Seele. Da fehlt noch etwas Unbezahlbares.

Jeden Tag kaufen wir ein wenig Genuß, ein kleines Vergnügen: eine Kinokarte, ein Eis, ein Schnäpschen. Vater, sicher gönnst du deinen Kindern, daß sie sich vergnügen, zerstreuen, erheitern. Daß wir die Gaben der Welt gebrauchen, für die wir dir dankbar sind. Denn du hast die angenehmen Dinge des Lebens nicht den Heiden und Bösewichtern reserviert. Doch bewahre uns vor Mißbrauch, der uns zu Sklaven des Genusses, zu Opfern der Vergnügungsindustrie macht, die einen Unterhaltungskünstler brauchen, wenn sie lachen wollen, zehn Schnäpse, um in Stimmung zu kommen, und zweieinhalb Stunden Dunkelhaft vor der Leinwand, um sich zu unterhalten.

Himmlischer Vater, schenke uns jeden Tag ein wenig Freude, denn kaufen kann man sie nicht, weder en gros noch en detail. Schick uns jemand mit einem kleinen Lächeln, einem aufmunternden Wort, einem hellen Blick über den Weg. Laß einen lang erwarteten Brief kommen, einen geliebten Menschen gesund werden, ein Mißverständnis sich aufklären. Zeige uns jeden Tag etwas Schönes: eine blühende Blume, einen tapferen Menschen, eine gute Tat, daß wir davon froh werden.

Vater, du wolltest, daß Freude mehr ist als Genuß und Vergnügen, die nur für Augenblicke unsere Sinne beschäftigen. Freude geht tiefer, rührt unser Innerstes und strahlt weit über den Augenblick hinaus. Denn sie ist das Glück über etwas Gutes, Schönes, Vollkommenes. Ist das Sehen des Guten in den Dingen. Ist das Erkennen, daß unser Dasein einen Sinn hat, solange wir darauf stoßen. Ist letzten Endes das Wiederfinden deiner Spuren im Gesicht eines Menschen, in den Zeilen einer Zeitung, im Bogen eines Bauwerkes. Ist Freude an Gott. Ohne dich gäbe es keine Freude, ohne die Tat deines Sohnes keine frohe Botschaft. Darum befreie uns von jenen traurigen Gestalten, die uns vormachen wollen, als müßten die Christen vor Gram über die Schlechtigkeit der Welt selbst griesgrämig werden. Wer sollte sich denn überhaupt noch freuen dürfen, wenn nicht wir, die wir in dir einen allmächtigen, allwissenden und liebevollen Vater haben?

Paulinus

lem die religiöse Atmosphere des Elternhauses von großer Bedeutung. Die Familie ist ja nach einem Wort von Kardinal Faulhaber das erste Priesterseminar, und — wir können hinzufügen — auch das erste Ordensnoviziat. Da ist das Beispiel des gottesfürchtigen und tiefgläubigen Vaters, der frommen Mutter, und ihrer selbstlos dienenden Liebe. Da ist die ganze Atmosphäre der Pfarrgemeinde und ihres aktiven religiösen Lebens, das sich in der lebendigen, gottesfürchtigen und ehrfurchtgebietenden Gestaltung des liturgischen Gottesdienstes und in der apostolischen Gesinnung dargestellt, die die Gemeinde erfüllt. Da ist das Beispiel der Heimatpriester, mit denen der Jugendliche in Kontakt kommt, die er als Meßdiener, in der Schule, in der Gruppenstunde erlebt. Da ist das stille, erbauliche Leben der Ordensleute und die selbstlose und frohe Bereitschaft, mit der sie ihre Sendung erfüllen. Da sind die religiösen Erlebnisse, vielleicht einer Priesterweihe, einer Primiz, einer Einkleidung und Ordensprofeß. Da ist auch die katechetische Unterweisung, die Predigt und das religiöse Gespräch am Heimabend, vielleicht an Hand von Lichtbildern über den Priester- und Ordensstand. Manchmal will es scheinen, als ob heute zu selten vom Priesterstand und von der Größe und Schönheit des gottesgeweihten, jungfräulichen Lebens im Ordensstand gesprochen würde. Warum sollten nur andere Berufe von sich reden machen und um Nachwuchs werben und es dem Priester- und Ordensstand verwehrt sein? Wir dürfen das ruhig tun. Wir pfuschen dabei Gott nicht in das Handwerk. Nein, wir sind nichts anderes, als lebendige Werkzeuge in seiner Hand. Mancher junge Christ wartet auf einen solchen Anstoß. Wir sollten ihm aus übertriebener Angst und Scheu nicht diesen Dienst verweigern. Wir sollten ihm helfen, sich ein Herz zu fassen und den Höhenweg des geistlichen Standes zu gehen.

Mir ist ein Fall bekannt geworden, wo ein Pfarrer einem Abiturienten seiner Gemeinde am Tag nach der Abschlußprüfung auf der Straße begegnete, ihm seinen Glückwunsch aussprach und ihn fragte: "Was willst du jetzt werden?" Der Abiturient antwortete, er wolle Philologie studieren, worauf der Pfarrer ihm sagte: "Das ist eigentlich eine große Enttäuschung für mich. Meine Kapläne und ich hatten gehofft, du würdest dich für die Theologie entscheiden. Du könntest es sicher wagen." Worauf der junge Mann antwortete: "Daran habe ich noch nie gedacht." Der Pfarrer gab zurück: "Überlege dir das einmal!" Schon in den nächsten Tagen kam dieser Abiturient zu seinem Pfarrer: "Ich habe mir das, was Sie mir gesagt haben, durch den Kopf gehen lassen. Ich will es wagen. Ich habe mich für die Theologie entschieden." Dieser Student ist vonder Stunde an ganz und fest seinen Weg auf das Priestertum zugegangen. Er ist inzwischen längst geweiht und einer unserer besten Priester, der froh ist in seinem Beruf. Hätte damals der Pfarrer nicht den Mut gehabt, ihn so anzusprechen, wer vermöchte zu sagen, ob er den Weg zum Priestertum gefunden hätte? So bedient sich Gott auch der Menschen, um Priester und Ordensleute zu rufen.

Möge Gott unser Bestreben, Priester- und Ordensberufe zu wecken, vor jedem unklugen, unerleuchteten Eifer bewahren. Möge er uns aber auch alle ungute Scheu und Zurückhaltung dort nehmen, wo wir zur rechten Stunde das rechte Wort finden und uns als lebendige Werkzeuge Gottes erweisen sollten, um jungen Christen den Weg der Berufung zum geistlichen Stand zu zeigen und einen Entschluß fassen zu helfen, den sie in diesem Leben nicht bereuen werden, und der sie noch in der Ewigkeit mit unendlichem Glück erfüllen wird, ein Entschluß aber auch, der der Kirche die Hilfe schenkt, der sie so sehr bedarf, und um die sie immer wieder, dem Gebote des Herrn folgend, betet: "Herr, sende Arbeiter in deine Ernte!" –

Die Sünde im Schlaf

Liegt unsere schwerste Sünde wirklich in den Taten, die von uns ausgehen, oder werden wir nicht mindestens ebenso schuldig durch die Taten, die wir nicht tun, und durch die Worte, die wir nicht sagen? Vertrödeln wir nicht immer wieder faul und stumpf die rechte Stunde, statt hellsehend und geistesgegenwärtig die Schicksalsstunde zu erfassen, in der Gott uns ruft und die Menschen unser bedürfen? Wieviel hohe Verantwortlichkeit wird verträumt, wieviel dringende Hilfe versäumt, wieviel Mißverständnisse werden ihrer eigenen Finsternis und Verworrenheit überlassen, wieviel Liebeserweisung und lebenspendendes Gegenwärtigsein wird vergessen, weil wir auch im Wachen mehr schlafen als wirklich leben — oder weil wir nur für uns selber wachen und für die anderen schlafen?

Wird nicht am Ende unseres Lebens alles das, was wir verschlafen und vernachlässigt haben, noch weit quälender an uns nagen als das, was wir Falsches verbrachten? In Gethsemane liegen die Jünger in tiefstem Schlafe, als ihr Herr und Meister das Schwerste durchmacht: "Könnt ihr nicht eine Stunde bei mir wachen?" Als Jesus zum zweitenmal zurückkehrt, findet er sie wiederum vom Schlafe überwältigt. So ist der Mensch: Die Macht des Schlafes über seine Seele ist nicht geringer als die Macht der Sünde — und das, was wir durch den Schlaf an Schuld begehen, was wir durch Gleichgültigkeit, Bequemlichkeit, leichtfertiges Gehenlassen, gewissenlose Unachtsamkeit geschehen lassen, ist vor Gott nicht weniger fluchwürdig als das, was mit wachem Bewußtsein und mit böser Absicht gefrevelt wird.

Friedrich Wilhelm Foerster in: "Angewandte Religion".

Der Husarenpfarrer von Oberkirch

Von Bruno Moser

Wie soll ich es nur anstellen, daß diese Geschichte von keinem Ministranten gelesen wird? Verbieten kann ich es ihnen nicht und mit freundlichen, gewissermaßen kollegialen Ermahnungen komme ich bei echten Meßdienern nicht weit. Sie denken: jetzt lesen wirs erst recht, und am Ende geschieht das Unglück, daß sie diese lästerlichen Untaten aus verwichenen Zeiten nachmachen. Ich muß gestehen, mit dem "kollegial" habe ich etwas übertrieben, denn es sind Jahrzehnte her, daß ich zum letztenmal das Rauchfaß schwang, damals in Lautenbach, als unser alter, heiligmäßiger Pfarrer noch lebte und im benachbarten Oberkirch der Stadtpfarrer Buck amtierte, ein gewesener Rittmeister der Kavallerie. Ich sage euch, bei dem kam man mit dem "Suscipiat" immer zu spät, wenigstens behaupteten das die Oberkircher Meßdiener, die doch angelerntermaßen bedeutend flinker und zackiger ministrierten als wir gutmütigen und verschlafenen Dörfler. Wir hatten allerdings immer Mitleid mit diesen scharfgedrillten Hilfsgaloppieren, denn das weiß doch jeder: zu einem schönen, feierlichen Gottesdienst braucht man einfach Zeit. Zeit, beim "Tantum ergo", wenn man den Schemel hinter dem Altar hervorholen muß. Zeit, um bei der Opferung in Ruhe die Kännchen zu versorgen und Zeit mit dem Herüber- und Hinübertragen des Meßbuches, Dazu muß man natürlich den rechten Pfarrer haben. Bei den Oberkirchern pressierte es immer und dennoch kamen sie meistens zu spät. Wir Lautenbacher dagegen wuchsen uns zu geradezu feierlich-würdigen Zeremoniaren aus. Das machten wir unserem guten Pfarrer nach. Er war die Menschenfreundlichkeit selbst, ein Mann von beschaulicher Güte, dem es ersichtlich wohltat, im festlich erhobenen Augenblick zu verweilen. Unser Pfarrer hatte immer Zeit.

Damals, als diese Geschichte passierte, ging es schon auf den Juni zu. Der Himmelfahrtstag war um den Weg und die Bittprozessionen, und das hieß und heißt heute noch in unserem schönen Renchtal so viel wie Aufbruch des ganzen Volkes, vom vierjährigen Springerlein bis zum Urgroßvater, der mit seinem Knotenstock in der Rechtendie Erde stößt und die Linke ins rheumatische Kreuz drückt.

Die Bittgänge durch die Fluren, das ist die Sonnenseite des Kirchenlebens. Unter Gebeten und Liedern bricht man aus Dämmerlicht und Flüsterton der Kirchenandacht aus. Zwar weiß jeder, daß in der Lautenbacher Wallfahrtskirche Vögel eingenistet sind. Sie flattern zwitschernd durch die Stille der Wandlung und scheuen sich nicht, den Andächtigen Federn und Strohhalme auf die Köpfe zu streuen. Aber wenn der Sommer ins Land zieht, reicht dieser flüchtige Schwingenschlag der neuerwachten Gotteswelt nicht mehr aus. Auch die Flurgänge mit Frau und Kindern tun nicht mehr, ja nicht einmal die Maienwanderungen mit dem vielbesungenen Sträußen am Hut. Alle miteinander müssen hinaus, der Pfarrer mittendrin und alle Heiligenbilder mit Kreuzen und Fahnen. Man geht nicht etwa still verschwiegene Pfade, um in stiller Zwiesprache mit Gott allein zu sein, auch

Das Herz der Welt

Wir gehen vorbei, immer vorbei,
wir kreisen um die Tabernakel im Einerlei
unserer lärmenden Tage —
Nur manchmal dringt die Klage
einer Mutter in Deine Stille,
und schon bricht die wartende Fülle
Deiner Liebe über sie ein,
Deiner Liebe im Tabernakelschrein.

In Deinem Herzen schlägt das Herz der Welt,
in Deinem Herzen, das alles hält.
Du bist die dunkle Verborgenheit,
und aller Süchte Gischt und Streit
braust wie ein ferner Strand,
und Du bist die Insel, das selige Land,
und wartest, wartest hin durch die Zeit,
die wie irr in Angst und Verzweiflung schreit.

Sie wissen nicht, wie Du bist,
verborgener Freund, Herr Jesu Christ,
so tröstlich nah, so atemnah,
so Mensch, wie einst auf Golgatha
und Gott, der auferstanden ist.
Du, der Du Anfang und Ende bist
und die Mitte, nach der wir alle gehn,
ob wir leiden und zweifeln und nicht verstehn.

Otto Gillen

nicht über die Landstraße, wo die andersgläubigen Autofahrer vor Verlegenheit nicht wissen, ob sie halten oder Gas geben sollen. Nein, gerade nicht, sondern in die Äcker und Wiesen hinein, Feldwegen entlang, breiten und schmalen, vergrasten und schmutzigen, wie es gerade kommt und in farbiger Feierlichkeit schreitet der hochwürdige Herr mit seinen Ministranten um die Pfützen herum, ein Preislied auf den Lippen, als gälte es auch noch, dem niedersten Spiegelbild des Himmels eine Reverenz zu erweisen.

Die halbe Woche vor dem Himmelfahrtstag ziehen diese Prozessionen übers Land, und um das Maß der Wanderlust voll zu machen, findet ihr Abschluß nicht in der eigenen, sondern in einer fremden, gewöhnlich in der Kirche des Nachbarortes statt. Doch diese mag nun noch so erfüllt sein von Kunstschätzen, traulichen Nischen und sakraler Stimmung: die Gemeinde der Fremdlinge wird nicht warm. Hier dröhnt die Orgel gläsern, die Lieder schleppen sich hinter die Säulen wie verwaiste, lustlose Kinder, die Gebete verhallen so dünn, als bergen sie keine Inbrunst und würden in diesem fremden Gotteshaus überhaupt nicht angenommen. Heimwehbefallen freuen sich alle auf den nächsten Sonntagsgottesdienst in der eigenen Kirche.

In jenem Jahr kamen die Pfarrer von Lautenbach und Oberkirch überein, für den Abschluß der Bittprozessionen einander ihre Gotteshäuser zu öffnen. Die jeweilige Ankunft wurde auf etwa halb neun Uhr ausgemacht. Von uns aus hätte alles gutgehen können. Aber sind die Prozessionen etwa Eilmärsche, wird da geblasen und gepfiffen wie bei den Husaren? Ich brauche nichts hinzuzufügen. Wir waren, als es Viertel schlug, gerade dabei, Kreuz und Fahnen aus den Ringen zu heben, da sang es hundertstimmig vor unserer Kirche "Ein Haus voll Glorie schauet" mit dem beziehungsvollen Schlußruf "O laß im Hause Dein, uns all geborgen sein!"

Es glaube keiner, daß unser Pfarrer und seine Zeremoniare die Nerven verloren hätten. Feierlich öffneten wir die Portale, feierlich räumten wir unsere schöne Wallfahrtskirche. Wie aber unser guter Pfarrer mit freundlich eingeladenem Lächeln an seinem ungeduldigen Confrater, der doch sein Freund war, vorbeischritt, knurrte ihm dieser, da ihm ein Degen zum Blankziehen nicht anstand, ein unheilig-martialisches "Du Trottler!" zu. Dann setzte man, beiderseits Gott lobsingend, den Weg fort.

Von einem Ministranten, der mit eigenen Ohren hat hören müssen, wie sein Pfarrer ein Trottler genannt wurde, kann man keine Gerechtigkeit mehr verlangen. Ja, wäre ein schweres Gewitter am Himmel gestanden, daß die Oberkircher hätten springen müssen, man hätte ihnen die Viertelstunde Vorsprung verziehen. Aber blauer hätte dieser Bittwochenhimmel gar nicht sein können. Jeder gewesene Ministrant wird mir Recht geben, daß die Oberkircher eigentlich unterwegs einen Wolkenbruch verdient hätten. Dann hätten sie triefend und mit nassen Füßen in Lautenbach singen können "O laß im Hause Dein, uns all geborgen sein!" Aber dieser angemessene Guß war ihnen zu Unrecht erspart geblieben.

Wie mußte unserem guten Pfarrer zumute sein! Wenn es ihm der andere wenigstens lateinisch gesagt hätte, cunctator oder so etwas! Aber "Trottler", dieses Wort paßt kaum unter jene, die das Confiteor erst noch lernen müssen. Ich schaute einmal verstohlen herum, ob man sieht, wie es unserem Pfarrer in der Seele wühlt. Doch ihm war nichts anzumerken. In ungestörter Andacht betete er den gemeinsamen Rosenkranz. Der hatte am Ende vergeben und vergessen. Da kam mir ein unchristlicher Plan. Wenn unser allzu guter Pfarrer vergißt und verzeiht, dann müssen ihn eben seine Ministranten rächen. So gescheit war der Husarenpfarrer sicher nicht, daß er daheim eine Wache zurückgelassen hat. Und seine Kirche gehörte in der nächsten halbe Stunde uns. Beichten wird man ja so etwas nicht müssen; wenn es je im Leben eines Ministranten einen sogenannten heiligen Zorn geben kann, dann war es dies einer.

Endlich knieten wir im Oberkircher Gotteshaus. Ich hatte Gewaltiges vor. Ich habe sogar durch den Ministrantenrock an die Hosentasche gegriffen, ob das Sackmesser darin war. Dann bekam ich es doch wieder mit der Angst zu tun. Denn man muß vorsichtig sein. So hoch in der Hierarchie stehen die Ministranten wieder nicht, daß sie nicht eines Tages einfach ausgeliehen werden könnten wie Paramente oder Glocken. Sagen wir, ein Bischof kommt nach Oberkirch, und man braucht noch Lautenbacher Ministranten dazu. Dann könnte es mir schlecht gehen. Schöne vierteilige Schellen hatten die Oberkircher, oben mit kleinen Messingmuttern festgeschraubt. Ich Feigling, das war alles, woran ich mich wagte.

Zwei Tage später sagte mir der Heger Franz von Oberkirch, er hätte vom Mesner ein Ohrfeige bekommen, weil beim Sanctus die neuen Schellen auseinandergefallen und die Glöcklein auf den Altarstufen herumgeflogen seien. Diese Ohrfeige sei ungerecht gewesen und er habe dafür dem Mesner die Luft aus dem Fahrrad gelassen.

Da habe ich es doch gebeichtet, unserem Pfarrer natürlich, und er hat mich auch absolviert. Vom Zuspruch darf ich nichts sagen, weil er unter das Beichtgeheimnis fällt. Aberwie das in einem Ministrantenleben so gehen kann: ein Jahr lang habe ich kein Rauchfaß mehr in der Hand gehabt. –

"Mein Herr und mein Gott,
nimm alles von mir,
was mich hindert zu dir!
Mein Herr und mein Gott,
gib alles mir,
was mich fördert zu dir!
Mein Herr und mein Gott,
nimm mich mir
und gib mich dir!"

Die heilige Monika

Von Albert Krautheimer

Ich weiß, ich weiß: es wehen genug Nonnenschleier und Mönchskutten, zuviel Talare und Chorröcke durch die Heiligenlegenden; sie enthalten zu wenig "gewöhnliche" Menschen, zuwenig Ehe-Heilige, um es einmal kurz und bündig zu sagen. Wir verstehen uns doch?

Drum tut es uns geradezu gut, wenn wir auf eine Heilige stoßen, von der die Feststellung gilt: "Sie war eines Mannes Weib gewesen, sie hatte ihr eigenes Haus göttlich regiert, sie hatte ihre Söhne aufgezogen und sooft mit Ängsten wiedergeboren, als sie ihr Abirren von Gott bemerkte." Augustinus, der Heilige, widmet diese Worte seiner Mutter Monika, der Heiligen.

Er ist überhaupt der beste Gewährsmann über Monika. Wir brauchen nicht zu fürchten, daß er sie als dankschuldiger Sohn über Gebühr "verhimmle". Obwohl ihr Leben nach seinem Zeugnis so war, "daß Gottes Namen dadurch gepriesen wurde", verhehte sich Augustinus ihre menschlichen Fehler nicht und unterläßt es nicht, Gott um Barmherzigkeit für die Heimgegangene anzurufen.

Aus der Kindheit Monikas weiß Augustinus reizvoll zu erzählen, wie sie im wohlbestellten Elternhaus unter der Aufsicht "einer ergrauten Dienerin" aufwuchs, "die sie mit treuer Sorge führte und, wo es nötig war, . . . heilige Strenge . . . übte". Besonderen Wert legte sie auf das "sittsame Verhalten" der anvertrauten Haustöchter. "Und dennoch hatte sich ein Gelüst nach Wein bei Monika eingeschlichen . . . denn da sie . . . von ihren Eltern den Auftrag erhielt, aus der Weinkufe Wein zu holen, indem sie einen Becher unter den Hahn hielt, schlürfte sie mit gespitzten Lippen, bevor sie den vollen Becher in die Flasche goß, zuerst ein weniges ab . . . Zu dem wenigen fügte sie aber täglich wieder ein weniges und gewöhnte sich endlich daran, daß sie fast schon ganze Becherchen austrank."

Da geriet sie eines Tages mit einer in diese Zechereien eingeweihten Magd in Streit, "wie das ja zu geschehen pflegt, wenn sie allein sind" (bemerkte Augustinus menschenkundig); diese "warf ihr den Fehler vor und schalt sie mit bitterem Schimpf eine Weinsäuferin; von diesem Schimpf getroffen, erkannte sie ihren Fehler, verdammte ihn sogleich und legte ihn ab".

"Nachdem sie zur jugendlichen Reife gekommen war, wurde sie einem Manne vermählt, dem sie wie ihrem Gebieter diente und sich bemühte, ihn Gott zu gewinnen, indem sie ihm Gott durch ihre Sitten predigte, durch welche sie so schön war, daß sie ihrem Manne zugleich Liebe und Achtung einflößte. Auch seine Untreue ertrug sie so, daß sie mit ihrem Gatten darüber nie in Streit geriet. Denn sie hoffte von Gottes Erbarmen, daß er im Glauben an Gott keusch würde. Außerdem war er, so gutmütig er sein konnte, ebenso jähzornig. Sie aber verstand es, dem zornigen Mann weder in der Tat noch im Wort zu widerstehen. Wenn er ausgetobt und sich besänftigt hatte, dann gab sie ihm Rechenschaft über ihre Handlungsweise, wenn er sich etwa in Übereilung darüber aufgeregt hatte."

Offenbar erlebte also Monika ein sehr launenhaftes Eheglück, ohne selbst der Launenhaftigkeit zu verfallen. Sie erlebte auch alle möglichen Schwierigkeiten mit der Schwiegermutter. Die anfänglich gegen sie sehr Aufgereizte "gewann sie. . . durch stilles Ertragen, durch Sanftmut und aufmerksame Liebe", so daß die energische alte Dame schließlich den Mägden mit Schlägen kam, "die der Schwiegertochter etwas Böses nachredeten. Von nun an wagte es keiner mehr, und sie lebten fortan in liebevollster Eintracht".

Zum Streiten war Monika sicher veranlagt. Ihr Sohn versi-

Ein neuer Geist, der durch den Morgen stößt,
hat sich in grüner Seligkeit verschwendet.
Die Menschen gehn, von Enge nun erlöst,
mit offnen Seelen, trunken und geblendet.

Heut fällt von Gottes goldnen Augenbogen
selbst noch ein Schein auf düsteren Asphalt.
Verhärmte Häuser, schicksalsschwer und alt,
sind von der Frühe mildem Licht umflogen.

Nichts gibt's, was diese neue Kraft verwische,
und alles drängt entzückt ins satte Grüne
und läßt auf dieser waldumrauschten Bühne
sich predigen in vieler Zungen Frische.

Ein sanfter Wind fällt aus den Himmeln nieder
und zieht auf Blustgezweig den Bogenstrich.
Da geigt die Liebe; zart wie Vogellieder,
in tausend aufgeschloßne Herzen sich.

Ein neuer Geist steilt unsern armen Willen,
daß wir wie Gärten reiche Früchte tragen,
bis einst nach abgelebten Erdentagen
die ew'gen Freuden unser Sehnen stillen.

Josefine Krott-Bonnekamp

chert uns ausdrücklich: “Auch diese Gabe hatte Gott seiner Magd . . . geschenkt, daß sie bei Hader und Zwietracht, wo sie nur konnte, Frieden stiftete.” Und er fügt hinzu, daß sie bei Klatschereien über Anwesende “stets zum Guten redete”.

Unablässig rang Frau Monika um die Seelen ihres heidnisch-leichtlebigen Gemahls und ihrer drei Kinder, zumal des leidenschaftlichen Augustinus. Ihren vieljährigen Gebeten und Tränen war Erfolg beschieden: “Am Ende seines zeitlichen Lebens gewann sie ihren Gatten und beklagte sich, nachdem er gläubig geworden, nicht mehr über das, was sie von ihm erduldet hatte, da er noch Heide war.” Länger und schmerzlicher mußte sie ihrem Sorgenkind Augustinus nachgehen; sie folgte dem vor ihr heimtückisch Fliehenden übers Meer nach Italien und ruhte nicht, bis sie ihn gläubig sah. In weher Erinnerung daran spricht Augustinus später von dem “Magddienst, den sie mir leistete” und sagt gerührt: “Sie diente uns also, als ob sie unser aller Kind sei.”

Unsagbar glücklich stand sie eines Abends nach der Heimkehr des “verlorenen Sohnes” mit ihm am Fenster der Wohnung in Ostia, “wo wir in stiller Zurückgezogenheit nach den Beschwerden einer langwierigen Reise uns zum Einschiffen vorbereiteten, ein trautes, liebliches Gespräch führten wir, wir vergaßen, was dahinten ist und sehnten uns nach dem das da vornen ist und forschten . . . nach der zukünftigen Herrlichkeit deiner Heiligen”. Da auf einmal lenkte Monika die Rede auf das Sterben: “Mir, mein Sohn, macht auf dieser Erde nichts mehr Freude. Was soll ich noch hier, da meine Hoffnung für diese Welt ihr Ziel erreicht hat? Eins war es sonst, warum ich noch in diesem Leben eine Zeitlang zu bleiben wünschte: daß ich dich noch als guten Christ sähe, bevor ich stürbe. Dies hat mein Gott mir über alle Bitten gewährt . . . was soll ich hier noch tun?”

“Fünf Tage etwa nachher erkrankte Monika am Fieber. Während ihrer Krankheit überkam sie eines Tages eine Ohnmacht, und sie verlor auf Augenblicke die Besinnung. Wir redeten zu ihr, schnell aber kehrte ihr Bewußtsein zurück, sie sah mich und meinen Bruder, die wir am Lager standen, und sagte zu uns in fragendem Ton: Wo war ich?, und als sie uns von der Trauer überwältigt sah, setzte sie hinzu: Ihr werdet eure Mutter hier bestatten.” Und gleich darauf: “Bestattet hier irgendwo meinen Leib und macht euch deshalb keine Sorgen; nur dies erbitte ich von euch, daß ihr am Altar des Herrn meiner gedenkt, wo ihr auch sein möget!” Dann schwieg sie, “und ihre Krankheit nahm an Heftigkeit zu”.

Auf die Frage, “ob es ihr nicht schrecklich sei, so fern der Heimat begraben zu werden, erwiderte sie: ‘Nichts ist so fern von Gott und ich fürchte nicht, daß er am Ende der Zeit die Stätte, wo er mich auferwecke, nicht kennen wird’! Am neunten Tage ihrer Krankheit, im sechsundfünfzigsten Jahre ihres Lebens, im dreiunddreißigsten meines Alters, ward ihre gottselige und treue Seele vom Leibe erlöst.”

(Diese Zitate stammen aus dem 5. Buch der "Bekenntnisse" des hl. Augustinus.)



Achtung! Achtung! wir rufen 3-2-3

Von Joseph N. Bell

Übersetzung: Elisabeth Lesser

Die Texassonne hatte gerade ihr Nase über den Horizont erhoben, als um 6.45 Uhr die erste Gruppe aufstieg. Die Hunderte von Flottenübungsflugzeugen sa hen in der Morgendämmerung wie graue Gespenster aus. Als ich ein paar Minuten vorher die Stufen zum Kontrollturm hinaufstieg, bemerkte ich durch den taufeuchten Dunst weit im Norden eine drohende, schwarze Wolkenbank. Ich erinnere mich, ein Gefühl der Erleichterung gespürt zu haben, daß ich gerade an diesem Tag nicht zu fliegen brauchte, sondern für den Kontrolldienst vorgesehen war. Später wäre ich allerdings glücklich gewesen, den Platz in dem Geschwader — mit wem auch immer — zu vertauschen.

In dem verglasten Turm oberhalb des Flugzeugschuppens liefen alle Fäden der komplizierten Operationen zusammen, die ein Flottenluftgeschwader durchzumachen hat, bis sie wegen irgendeiner Notaktion straffer angezogen wurden, je nachdem es die Situation erforderte. Hier waren wir in direktem Radiokontakt mit Hunderten von übenden Piloten, einige von ihnen furchtsam, andere dreist, noch andere vorsichtig und wieder andere, die alles einfach machten, so gut es ging. Heute würde einer von ihnen eine Erfahrung überleben, die ein paar Dutzend andere niemals vergessen würden. Vielleicht dachte ich auch an meine eigene Kadettenzeit, und wie wenig ich damals über die Flugzeuge wußte, die ich selber steuerte. Heut war ein "Norder" — einer dieser bösartigen Texasstürme, die oft so plötzlich hereinfegen und die ganze Gegend mit peitschendem Regen, heulendem Wind und beißender Kälte erfüllen — für den Spätnachmittag angesagt. Die Flugverbindungen würden dann sehr schlecht sein; aber jetzt stieg die Sonne auf, ein paar Federwölkchen segelten über den Himmel, und der Vermerk: "Alle Flugzeuge unterwegs" war, unterstrichen, auf der Flugtabelle zu lesen.

Aber schon ein paar Minuten, nachdem das Feld klar war und alle Flugzeuge sich zu Übungen, Landungen oder weiter entfernten Übungsplätzen begeben hatten, kam ein neuer Wetterbericht. Der "Norder" bewegte sich viel schneller vorwärts als man, erwartet hatte, er würde schn am frühen Vormittag eintreffen.

Ich griff nach dem Telefon, um die Erlaubnis einzuholen, unsere Flugzeuge einzuholen, als es schon von selber klingelte. Der Befehlshaber am anderen Ende sagte kurz und bündig: "Beordern Sie alle zurück!"

Ich gab den Befehl an den Funker weiter, und er begann, in seinen Sender zu sprechen: "Achtung, alle Zwölf-Baker-Flugzeuge! Sofort zur Basis zurückkehren!"

Eine Viertelstunde lang strömten die Flugzeuge zum Feld zurück. Die Wolken waren fast über uns, dick, schwarz und tief. Die jetzt ankommenden Flieger waren augenscheinlich alle Kadetten, nach ihrem langsamen, vorsichtigen Anflug zu urteilen. Der Mann neben mir verglich die Nummer der ankommenden Maschinen mit einem Verzeichnis, das er vor sich hatte.

"Wieviel sind noch draußen?" fragte ich ihn.

Er sah auf die Liste. "Ungefähr 15."

Ich nahm den Radiosender in die Hand und sprach hinein: "An alle Zwölf-Baker-Flugzeuge, die noch nicht gelandet sind; versucht nicht, zur Hauptbasis zurückzukommen. Wir liegen hier unter dem Wetter. Geht zum nächsten Übungsfeld herunter und sagt mir eure Position. Alle Zwölf-Baker-Flugzeuge, die noch in der Luft sind, bitte Empfang bestätigen."

Wir spähten ängstlich in die

Stille — zu Hause

Draußen ist die Welt. Draußen ist der Lärm, ist die Eile, die Gier, die Eitelkeit. Aber das Zuhause ist nicht draußen; es ist drinnen. Es ist nicht die Welt, wir sind es. Es liegt nur an uns, das Haus mit Stille zu erfüllen.

Die Stille schenkt Erholung und Ruhe, sie heilt und tröstet. Sie stellt die Kräfte wieder her, behütet das Leben, fördert das Denken. Die Stille macht besser. Sie allein bringt Geist und Materie in Einklang.

Dem Geist unwiderruflich zugesellt, vermag die Materie Nehmen wir diesen Stuhl: wenn ich an ihn stoße, fällt er Nehmen wir diesen Stuhl: wen nich an ihn stoße, fällt er mit Gepolter um; wenn ich diese Tür heftig zuwerfe, grollt sie laut. Sobald ich Stuhl und Tür aber sanft handhabe, gehorchen sie mir lautlos, denn ich bin ihr Herr, soweit ich Herr meiner selbst bin. Die Stille ist eine Überwindung unser selbst und ein Sieg über die Welt. Schließen wir die Tür vor dem Lärm. Lassen wir die Hetze draußen. Das Zuhause sei uns eine Zuflucht; die gehorsamen Dinge sollen schweigen, unsere Kräfte sich sammeln, unsere Seele weit werden, und in uns selbst gehorche die Materie unterwüfig den Befehlen des Geistes.

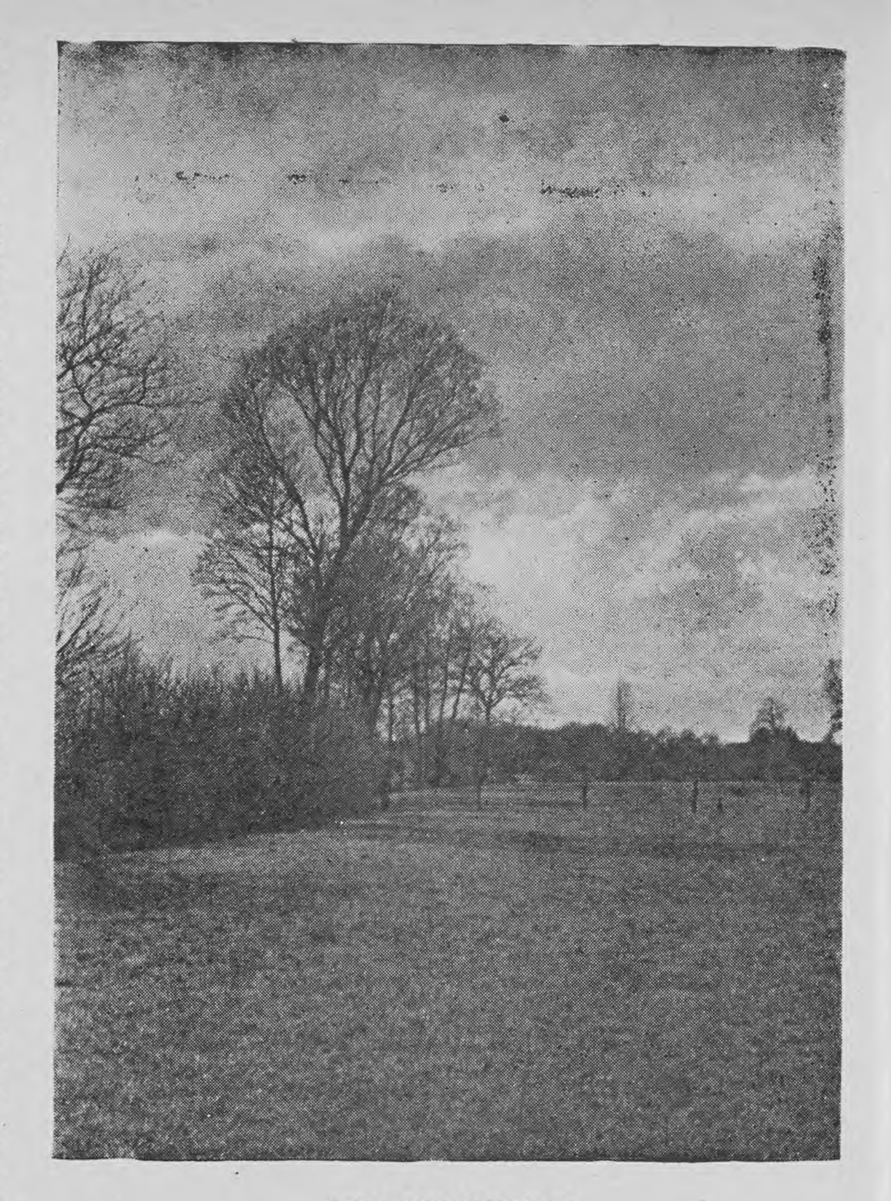
Helene Lubienska de Lenval in: "Die Stille im Schatten des Wortes".

Dunkelheit hinaus. Zwei Flugzeuge näherten sich. Drei weitere umkreisten das Feld so niedrig wie möglich, da schon etwa hundert Meter über der Erde eine dicke Wolkendecke lagerte. Die fünf Flugzeuge landeten ohne Zwischenfall. Dann senkte sich eine unbehagliche Stille auf uns herab. In Wirklichkeit gab es Lärm genug: anrollende Flugzeuge, Gruppen von laut rufenden Piloten, die sich um die Rampe und den Schuppen versammelt hatten, Mechaniker, die die Maschinen prüften. — Alles trug zu dem Getöse bei. Aber das Geräusch, auf das wir warteten; das laute, ärgerliche Brummen einer Maschine, die sich, in tiefem Ton, zum Landen bereitmacht — dieses Geräusch fehlte . . . Ich bat um eine neue Kontrolle und erhielt die Antwort, daß neun Flugzeuge noch nicht ermittelt seien. Ich wiederholte meine Radioansage mehrere Male, und dann warteten wir.

Endlich hörten wir etwas. Drei Kadetten und ein Instruktor, eine ganze Übungsformation — waren sicher auf einem der entfernteren Plätze gelandet. Also blieben noch fünf. Zwei Kadetten meldeten sich: sie waren auf einem anderen Übungsfeld heruntergegangen. Es fehlten nur noch zwei Schüler und ein Offizier. Ich begann, sie einzeln mit Namen und Nummer zu rufen, und der Offizier antwortete prompt. "Ich bin über den Wolken", sagte er, "auf dem Heimweg. Die Wolken sind nur 100 Meter dick; ich werde es schon schaffen." Dann — so erfuhren wir später — schob er seine Kopfhörer nach oben, um die Ohren auszuruhen, und da blieben sie, bis er landete. So hörte er nichts von dem Drama, das sich bald darauf abspielte.

Der Verbleib von zwei Flugschülern war unbekannt. Unsere Kadetten waren Anfänger. Sie hatten hundert Flugstunden in Übungsflugzeugen hinter sich und flogen heut zum erstenmal in schweren Maschinen. Keiner von ihnen hatte bis jetzt eine Ahnung vom Blindfliegen, und bald war es notwendig, sich dieser Technik zu bedienen. Wir fuhren fort, die fehlenden Kadetten zu rufen. Nach etwa fünf Minuten, die uns wie eine Ewigkeit vorkamen, antwortete einer von ihnen. Er war auf einem Ackerfeld gelandet und hatte seinen Landungsmechanismus beschädigt. Aber er selber hatte nur ein paar Schrammen davongetragen. Ich sagte ihm, er solle bei dem Flugzeug bleiben, bis man ihn holte.

So blieb nur einer übrig.



SOMMERMORGEN

Ich öffne weit die Fenster und koste tief den neuen Tag!
Der Vögel jubelndes Verströmen,,das in der Nacht gefangen lag,
bricht neu in Dur- und Moll-Akkorden aus dem Dunst verhang'nen Raum.
Ich stehe stumm und wie befreit vor diesem unsichtbaren Chor,
und trinkt wie ein Neuberuf'ner die Luft, die von dem Duft tausender Blüten befruchtet ist.
Und über den in Gold getönten Erdensaum bricht nun der erste Sonnenstrahl hervor, wie ein zu Licht gewordenes Gebet.
In Ehrfurcht ist die Vogelsymphonie verstummt, und alle Blüten trinken neues Licht!

Leonhard Jansen

Noch eine halbe Ewigkeit — dann glücklicherweise — hörten wir auch ihn. Seine Stimme klang beinahe kläglich, als er sagte: "Zwölf-Baker-Turm, hier 3-2-3 -- Können Sie mich hören? Schluß." Ich griff nach dem Sender, um ihm zu antworten, als eine andere Hand mir zuvorkam. Der Befehlshaber befand sich in der Gruppe der Beobachter.

Er nahm das Mundstück auf und sagte: "Wir hören dich laut und deutlich, 3-2-3. Wo bist du?"

Dann hörte man ihn, sich entschuldigend: "Ich weiß nicht, ich bin über der Wolkendecke und kann von der Erde nichts sehen." Alle blickten sich wortlos an.

"Gib uns deine letzte Position, 3-2-3, sagte der Offizier.

"Ich übte Landung auf Feld 21. Ich stieg auf, war plötzlich im Nebel und fuhr fort zu steigen. Ich kam bald durch; aber unter mir war plötzlich nichts als Wolken. Das ist ungefähr zehn Minuten her. Seitdem versuche ich, irgendwo einen Ausweg zu finden."

"Mache einen engen Kreis, da, wo du bist", sagte ihm der Befehlshaber, "und warte auf Anweisung." Er drehte das Mundstück nervös hin und her und sah uns nachdenklich an. Keiner hatte ein Wort gesprochen, als plötzlich der Flugplatzkommandant hereinstürzte.

"Mir scheint, ich höre ein Flugzeug irgendwo über dem Feld", rief er.

Wir rissen die Fenster auf und horchten angespannt. Sehr schwach vernahmen wir das unverkennbare Geräusch einer Flugmaschine. "3-2-3", sagte der Befehlshaber etwas aufgeregt, stelle deine Maschine auf niedrig und drossele das Ventil. Wir glauben, dich hier nahe am Feld zu hören."

Die Stille war fast schmerzhaft; dann hörten wir das wiederholte Erzittern einer arbeitenden Maschine.

O.K., 3-2-3, wir wissen jetzt, wo du bist. Kreise weiter herum. Wieviel Gas hast du?"

Eine weitere Pause. Dann: Mir scheint, für ungefähr 15 bis 20 Minuten."

Gebet

Unaussprechlich heiliger, unbegreiflich großer Gott,
mein Herr, mein Schöpfer.
Weise mich nicht zurück, auch wenn ich arm und schwach bin.
Du hast mich einmal angerührt, und nun kann ich dich nicht mehr lassen.
Du bist auf mich zugekommen, und nun kann ich nicht mehr an dir vorübergehen.
Du hast mir deine Liebe angeboten, nimm sie nicht wieder von mir.
Weil du mich liebst, Herr, von Anbeginn vor aller Zeit, wage ich zu bitten, schenke mir das Leuchten deines Angesichtes.
Laß mich dein sein für Zeit und Ewigkeit.

H.G.

Der Befehlshaber ließ das Mikrophon los und biß sich nachdenklich auf die Lippen.

Er klappte den Sender ein paarmal auf und nieder. Dann sprach er langsam und sehr deutlich hinein: "Mein Junge, hier spricht der Geschwader-Befehlshaber. Höre genau und sorgfältig zu und denke nach, bevor du mir ein Antwort gibst. Die Wolkendecke hier ist ungefähr 100 Meter über dem Boden. Wir vermuten, daß sie etwa 150 bis 300 Meter dick ist. Es gibt keine Möglichkeit, ein Loch darin zu finden. Dieses Zeug liegt über ganz Südtexas und wird kaum besser werden. Um durchzukommen mußt du deine Instrumente benutzen. Es ist keine große Entfernung nach unten; du müßtest also langsam und leicht heruntergehen. Du verstehst nichts vom Blindfliegen. Ich könnte dir ja sagen, was zu tun ist, aber ein Heruntergehen in dieser Suppe ist selbst für einen erfahrenen Blindflieger eine harte Aufgabe. Ich rate dir, klettere etwa 600 Meter hoch, bringe deine Maschine in Ordnung, gib ihr eine Richtung nach Osten und springe ab. Überlege es dir eine Minute. Und bleibe in dem engen Kreis."

Ohne Zögern kam die Antwort: "Ich will versuchen, die Maschine nach unten zu bringen", sagte die gepreßte Stimme.

Der Offizier zog ein Taschentuch heraus, wischte sich die Stirn, lockerte seine Krawatte und setzte sich vor den Sender. Hinter ihm, fast unhörbar, sagte eine Stimme:"Der Junge ist mein Schüler."

Der Offizier blickte auf: "Ist er ein guter Pilot?"

Der Instruktor zuckte die Achseln: "Etwa Durchschnitt, vielleicht etwas darüber. Ein großer, ruhiger Junge, bemüht sich sehr — manchmal zu sehr. Er wollte Ingenieur werden", fügte er hinzu.

Der Offizier hatte gespannt zugehört; jetzt drehte er sich wieder zum Sender um.

Ich erinnere mich, daß ich dachte: "Wenn er um Gottes willen nur das richtige Wort findet!"

Ich fühlte eine tiefe Verbundenheit mit dem Jungen da oben, dessen Stimme ein klein wenig zitterte, als er jetzt fragte: "Was soll ich nun zuerst tun?"

"Wie ist dein Höhenmesser?"

"500 Meter. Die Wolken sehen aus, als ob sie 150 Meter unter mir lägen."

Die Stimme des Offiziers war jetzt scharf: "Mache eine Wendung und steige noch 150 Meter. Fliege dann gerade mit einer Luftgeschwindigkeit von 185 km. Wenn du so weit geflogen bist, drossele ab und gehe mit derselben Geschwindigkeit zurück, bis du etwa 60 m in der Minute gesunken bist. Du kannst das nachprüfen an einem Instrument genau neben deinem rechten Knie. Merke dir genau die Position des Flugzeugs, der Instrumente — jedes Ding; denn ge-

nauso muß es nachher sein, wenn du durch den Brei kommst. Übe noch ein paarmal, solange du noch sehen kannst, was du machst und frage mich nach allem. O. K.?"

"Ich habe verstanden, werde es versuchen."

Das Geräusch des Motors da draußen verminderte sich.

"Drehe dich um 180 Grad", sagte der Befehlshaber. "Wie geht es jetzt?"

Die Stimme zitterte ein klein wenig mehr als vorher: "Ich glaube, ich weiß, was zu tun ist. Ich hoffe, ich kann es machen. Lassen Sie mich noch ein wenig üben."

Fünf endlose Minuten vergingen. Die Offiziere im Turm traten von einem Bein aufs andere. Der kommandierende Offizier schwitzte. Und 3-2-3 übte und stellte Fragen.

Schließlich sprach der Befehlshaber in den Sender: "All right, mein Junge. Wir müssen aber weiterkommen. Hast du's dir mit dem Fallschirm überlegt? Es passiert nie etwas damit."

Die Stimme des Kadetten sagte scharf: "Nein, Herr Kapitän, ich bin jetzt bereit."

"O.K. Steige hoch genug über die Wolkendecke und sieh, daß die Instrumente und das genaue Tempo deines Heruntergehens in Ordnung sind. Dann, wenn du in die Suppe kommst, laß alles genau, wie es ist. Denke daran: Dein Steuerknüppel ist es, der deine Schnelligkeit kontrolliert. Wenn sie zu groß wird, vermindere den Druck. Aber versuche, die Geschwindigkeit präzis auf 185 km zu halten. Mache keine plötzlichen, heftigen Änderungen und verliere nicht den Kopf, wenn dir etwas nicht klar erscheint. Sieh dich um und verlasse dich nicht auf dein Gefühl. Halte die Augen nur auf die Instrumente gerichtet und reguliere sie, wie du sie haben mußt. Fertig?"

"Ja, Herr Kapitän."

Der Offizier verschluckte sich, räusperte sich und begann von neuem.

"Also los! Behalte deine jetzige Richtung und präpariere dich für den Abstieg. Sag mir, wenn du anfängst, herunterzugehen; aber versuche nicht, mit mir zu sprechen, sobald du auf die Wolkendecke gestoßen bist. Konzentriere dich dann nur auf die Instrumente."

"Ich gehe jetzt nach unten", sagte die wohlbekannte Stimme —jetzt merkwürdig ruhig. "Meine Instrumente scheinen O.K. zu sein. Ich bin in 30 Sekunden in den Wolken. Bleiben Sie bei mir, Herr Kapitän."

Wenn die Instrumente in Ordnung waren und das Tempo des Heruntergehens konstant, mußte er in etwa drei bis vier Minuten in einem sehr sanften Gleitflug durchbrechen. Der Befehlshaber sprach ununterbrochen, schmeichelnd, erklärend, ermutigend. Das Schweigen am anderen Ende erschien unheilvoll. Der Offizier deckte den Sender zu und machte mit der freien Hand eine alles umfassende Geste: "Schaut euch nach allen Richtungen um, so wie ihr ihn durchbrechen seht, schreit — — schnell!"

Er wendete sich wieder zum Sender zurück. Die Zeit stand still, hing in einer 250 Meter dicken Wand von Wolken. Ich hatte das Gefühl, daß jeder Mann im Raum auf seine eigene Art Gott bat, den Jungen auf den richtigen Weg zu bringen. Ich jedenfalls tat es. Ich war so tief in Gedanken versunken, daß erst ein wiederholtes, mehrstimmiges, freudiges Geschrei in mein Bewußtsein drang. "Da ist er! Er ist durch!"

Im Dunst, in einiger Entfernung, sah man ein Flugzeug.

"Wir können ihn sehen!" brüllte der Befehlshaber in den Sender; dann, etwas beschämt, dämpfte er die Stimme: "Mach eine Drehung von 270 Grad, deine Richtung ist gegen den Wind und genau auf der richtigen Rollbahn. Das Feld ist klar. Bestätige."

Er legte das Mikrophon nieder und grinste wie verrückt vor Erleichterung. Aber merkwürdigerweise kam keine Antwort. Das jetzt deutlich zu erkennende Flugzeug näherte sich dem Ende der Rollbahn. Es kam heran, die Nase nach oben und prallte ordnungsgemäß auf. Ich konnte vom Pilotensitz eine Hand winken sehen, als das Flugzeug die Mitte der Rollbahn erreichte.

Die vollendete gute Landung und das Handschwenken ließen mich plötzlich frösteln und mein Inneres krampfte sich zusammen. Als das Flugzeug hereinrollte, sahen wir zum erstenmal die Nummer auf seiner Seite.

Der Befehlshaber packte die Tabelle mit einem Blick voller Entsetzen. Ich brauchte nicht nachzusehen. Das eben gelandete Flugzeug war das des fehlenden Instruktors. Von draußen war kein Laut zu hören.

"Hilf Himmel", schrie der Offizier, "ich habe ihn irgendwo ins Nichts abstürzen lassen!"

Er starrte auf das anrollende Flugzeug, als ob er durch schiere Willenskraft die Nummer auf seiner Seite ändern könnte. Das Schweigen im Turm war bedrückend.

Dann sagte der Befehlshaber ruhig: "Wir wollen ein paar Offiziere nach Feld 21 schicken. Wir können unterhalb der Suppe bleiben; vielleicht finden wir ihn"

Der Flugplatzkommandant legte einen Arm auf die Schulter des Befehlshabers, und wir fingen an, langsam herauszugehen, als plötzlich wundervoll, die bekannte, klagende Stimme mit schmetternder Klarheit aus dem Schwadronradio ertönte: "Hören Sie, Herr Kapitän, Sie haben mich auf das falsche Feld dirigiert! Ich brach durch, wie sie es mir gesagt hatten, sah einen Rollweg und ging O.K. hinunter. Aber so wie ich unter war, sah ich, daß es falsch war. Es sieht hier aus, wie eines von unseren Übungsfeldern. Was soll ich nun jetzt machen?"

Die Augen des Befehlshabers waren gleichzeitig traurig und dankerfüllt. Er reichte mir den Mikrophon, ohne ein Wort zu sprechen und ging müde aus dem Raum. Alle atmeten hörbar auf.

Ich nahm das Mikrophon: "Bleibe genau da, wo du bist, 3-2-3!" sagte ich. "Um Himmelswillen bleibe genau an demselben Fleck!" –

Priesteramt und Bischofsamt

Von Professor Dr. Liuns Hofmann

Wenn heutzutage in einer Primizpredigt über die Größe des Priesteramtes gesprochen wird, so hören die Gläubigen, die im Schiff der Kirche sitzen, mit besonderer Aufmerksamkeit zu. Das liegt weniger daran, daß die Menschen dem Priester gegenüber kritischer geworden sind, als daran, daß die Zahl der Priester, wie man weiß, abgenommen hat, jedenfalls mit der steigenden Zahl der Gläubigen und Kirchen keineswegs Schritt hält. “Bedenkt, was euch fehlen würde”, so kann der Primizprediger sagen, “falls einmal kein Priester mehr in eure Gemeinde käme!” Diesen Zustand hat es in einem ganzen Lande jahrhundertelang gegeben, als nämlich in Japan die letzten zurückgebliebenen Missionare ermordet worden waren. Wie durch ein Wunder erhielt sich eine Anzahl von Gemeinden im christlichen Glauben. Es gab keine Meßfeier mehr, es gab für sie nicht das Sakrament der Versöhnung, und wenn sie krank wurden, stärkte keiner sie mit der Krankensalbung, und keiner reichte ihnen vor dem Tod die Wegzehrung. Wenn der Platz einmal leer würde, an dem jetzt der Priester steht, und leer bliebe, dann würden viele erst richtig begreifen, was das Priestertum bedeutet.

Beim Bischof ist die Gefahr daß sein Platz einmal leer bliebe nicht so groß, denn es gibt dieser Plätze nicht viele. So scheint es wenigstens, und darum ist die Aufmerksamkeit bei einer Predigt, die über das Bischofsamt gehalten wird, vielleicht nicht so groß. Aber man sollte nicht vergessen, daß in der Kirche des Schweigens, gar nicht weit von uns weg, viele Bischofsstühle verwaist sind, und daß der Bolschewismus mit teuflischer Hellsichtigkeit an dem Punkte ansetzt, von dem das Leben der Kirche abhängt, am Bischofsamt. Die Schwäche der nationalsozialitischen Kirchenverfolgung lag darin, daß die Verfolger sich nicht an die Bischöfe heranwagten. Die Gefährlichkeit der kommunistischen Verfolgung besteht gerade darin, daß man die Hirten schlägt, um die Herde zu zerstreuen.

Was gibt der Bischof denn über das hinaus, was der Priester geben kann, und was würde also der Kirche ohne Bischofsamt fehlen? — Der Bischof gibt zunächst die Priester.



Er weiht sie, er schafft in geistlicher Zeugung den Klerus des Bistums. Die Geistlichen sind seine Söhne, er ist der Vater. Damit ist die grundlegende und zugleich höchste Aufgabe des Bischofts genannt. Er erfüllt sie in völliger Unabhängigkeit, nur dem unsichtbaren Herrn der Kirche, Christus, verantwortlich. Er braucht nicht etwa den Papst zu fragen, wen er aufzunehmen und wen er zurückzuweisen hat, und wenn ein Bischofsstuhl verwaist, so stockt die Rekrutierung, kein anderer Bischof kann in diese verantwortungsvolle Aufgabe eintreten. Ist eine Gemeinde ohne Priester, so ist sie wie eine Familie ohne Mutter. Es ist niemand da, der den Tisch bereitet. Fehlt aber der Bischof, so gleicht das Bistum einer Familie, die zum Aussterben verurteilt ist, denn die einfachen Priester können sich keine Nachfolger erwecken.

Sie können ohne den Bischof nicht einmal die feierliche Taufe spenden, da es dazu der heiligen Öle bedarf, die allein der Bischof weihen kann. Und wenn ein Kind nichtkatholischer Eltern oder wenn ein Erwachsener die Taufe empfangen will oder erst recht wenn ein Abgefallener wieder in die Gemeinschaft der Kirche aufgenommen werden soll, so muß die ausdrückliche Erlaubnis oder Bevollmächtigung des Bischofs eingeholt werden. Es gibt zwar die Nottaufe, die jeder Mensch geben kann, und es gibt die Notfirmung die der Pfarrer spenden kann, aber diese Handlungen geschehen an der Schwelle des Todes, mit dem Blick nach “drüben” — für die diesseitige, sicht bare Kirche steht die Einbürgerung dem Bischof zu. Auch die Stärkung zum letzten Weg, den der Mensch zu gehen hat — aus der irdischen Kirche hinaus —, die Krankensalbung, kann nur gereicht werden, wenn der Priester das vom Bischof konse-

krierte Krankenöl zur Hand hat.

Es ist an sich erstaunlich, daß die Eucharistiefeier, der eigentliche, öffentliche Gottesdienst der Kirche, ohne den Bischof gehalten werden kann. In der Frühkirche, in der jede Stadt noch ihren eigenen Bischof hatte, gab es das jedenfalls nur als Ausnahme. Der Martyrerbischof Ignatius von Antiochien schreibt ausdrücklich, daß es ohne den Bischof keine Eucharistiefeier gebe. Auch heute noch hat das Pontifikalamt des Bischofs einen besonderen Rang, er hat die Vollgestalt des heiligen Dienstes, und aller Priesterdienst — mögen auch noch so viele Kerzen am Altar brennen — ist demgegenüber eine mindere, verkürzte Form der Liturgie. Ja, daß in den Gemeinden die priesterliche Meßfeier überhaupt stattfinden kann, ist nicht schon damit gegeben, daß Priester vorhanden sind, es bedarf dazu auch des gottesdienstlichen Raumes. Diesen aber kann nur der Bischof machen. Er "errichtet" die Kirchen, und er allein konsekriert sie. Der eucharistische Gottesdienst darf nur in einem öffentlichen Raum stattfinden. Privat zu zelebrieren, kann dem Priester nicht einmal der Bischof gestatten, es bedarf dazu der päpstlichen Erlaubnis. Den heiligen öffentlichen Raum aber kann der Priester nicht schaffen, wie er auch keine Gemeinde schaffen kann. Nicht dadurch, daß sich katholische Hausväter zusammenschließen auch nicht dadurch, daß sie sich einen Priester suchen, entsteht eine Gemeinde, sondern allein dadurch, daß der Bischof sie errichtet. Wo der Bischof ist, da ist die Kirche. Der Priester ist in seiner Gemeinde wie eine Mutter, das Leben spendend und ihm dienend. Der Bischof aber ist der Vater, der der Familie Bestand und Namen gibt und der sie nach außen vertritt. Der Bischof steht für die Öffentlichkeit der Kirche. Darum erläßt der Bischof Hirtenbriefe, in denen er nicht nur mahnt und bittet — das tut auch der Pfarrer —, sondern entscheidet und bindet, und zwar gerade in den Fragen des öffentlichen Lebens. Er beurteilt und verurteilt (wenn es sein muß) mit apostolischer Autorität. Man denke nur an die Hirtenbriefe der nationalsozialistischen Zeit! Diese Beurteilung muß der einfache Geistliche dem Bischof überlassen. Sie ist ein Teil der Königs-Herrschaft Christi, die in seiner Kirche schon angefangen hat, seit der Herr zu den Aposteln sprach: Was ihr bindet, ist gebunden.

Man wendet auch auf den Pfarrer die tiefe und schöne Bezeichnung "Hirte" an, und das mit Recht; aber der Bischof ist er Oberhirte. Er hat die Leitung und er übt sie aus durch die Gesetze, die er erläßt. Es gibt zum Beispiel im Bistum ein bischöfliches Gesetzbuch, Synodalstatuten genannt. Er allein kann ausschließen aus der Kirche und zwar nicht nur aus der Kirche seines Bistums, sondern aus der gesamten katholischen Kirche auf Erden. (Der Pfarrer kann nur aus Ordnungsgründen vorübergehend aus dem Gottesdienst hinausweisen, ohne daß der Betroffenen das Recht verliert, am nächsten Sonntag wiederzukommen oder am gleichen Sonntag in eine andere Kirche zu gehen.) Der Bischof entscheidet (durch sein Gericht), ob eine Ehe gültig ist oder ungültig, und sein Urteil gilt wiederum für die ganze Kirche.

Die hoheitliche Stellung, die dem Bischof zukommt, drückt sich sinnfällig in seinem Hirtenstab aus, während der Bischofsring auf das enge bräutliche Verhältnis zum Bistum hinweist. Jeder Bischof hat seine Kirche **nicht jeder Priester.** Er schreibt darum zu seinem Namen immer auch den seines Bistums hinzu. In dieser "seiner" Kirche steht er als Stellvertreter Christi, nicht als bloßer Vikar oder Beamter des Papstes, während man den Pfarrer durchaus als Beamten des Bischofs bezeichnen kann. Der Bischof hat für sein Bistum die apostolische Vollmacht, die der Papst für die Gesamtkirche besitzt, freilich in Unterordnung unter diesen.

So versteht man, daß im Kanon der heiligen Messe neben dem Namen des regierenden Papstes der des Ortsbischofs genannt wird. Wer an der Feier der Eucharistie teilnimmt ,soll für das sichtbare Haupt der gesamten Christenheit beten, aber auch für den, der als Vorsteher dieser Ortskirche vom Heiligen Geist gesetzt ist. –



Aus der katholischen Welt

Vorschläge für eine zeitgemässe Reform des Päpstlichen Hofes. – Im Vatikan ist eine Kommission damit beschäftigt, Vorschläge für eine zeitgemässe Reform des Päpstli-Hofes auszuarbeiten. Vorderhand scheint jedoch weder eine Abschaffung von Hofämtern noch eine Änderung im Protokoll und in der Kleidung der Amtsträger in Erwägung gezogen zu werden. Hingegen besteht die Absicht, einige Amtsbezeichnungen, die heute sinnlos geworden sind, zu ändern. Die Reform betrifft ausschließlich Laienämter. Neue Bezeichnungen sollen unter anderem gefunden werden für die "Bussolanti" (Vorhangzieher, heute eine Art niedriger Kämmerer), für die "Sediari" (Sesselträger, heute nur noch gelegentlich mit dem Tragen der Sedia gestatoria beschäftigt), für die "Palafrenieri" (Vorreiter, heute gemeinsam mit den "Sediari" Ordner und Garderobiere bei den großen Audienzen und Zeremonien), sowie für die "Scopatori segreti" (Geheim Stubenfeger, heute Stenotypisten, Handwerker und ähnliches). Ein Vorschlag, die "Bussolanti" in "Gentiluomini" Edelleute) umzubenennen, stößt auf die Schwierigkeit, daß derzeit auch die "Cammerieri di spada e cappa", die zum großen Teil aus dem Adel stammenden Päpstlichen Kammerherren, "Gentiluomini" genannt werden.

Afrika ruft "Europäer ohne Arroganz". – Der erste schwarze Kardinal, Laurean Rugambwa, Bischof von Bukoba in Tanganjika ist zu privatem Besuch in der Bundesrepublik eingetroffen. In einem KNA-Interview erklärte der 49jährige Oberhirte, bei der Bildung der afrikanischen Führungselite komme es entscheidend darauf an, für die künftigen geistig-kulturellen Kräfte Bildungsmittel zu schaffen, um ihre kulturelle Entfremdung an europäischen Bildungsstätten zu verhindern. Wesentliches Anliegen dieser Elitebildung sei, parallel zur fachlichen Ausbildung eine ideologische Grundlage auf naturrechtlicher Basis zu vermitteln. In diesem Zusammenhang äußerte der Kardinal den Wunsch, die als Helfer für Afrika bestimmten Europäer sorgfältig auf ihre Anpassungsfähigkeit zu überprüfen, damit nur "geistig bewegliche Spezialisten ohne europäische Arroganz" entsendet würden. Die Afrikaner seien von Natur aus mit einer starken Gottesvorstellung und einem lebhaften Gewissen begabt. Unter dem Einfluß europäischer Nur-Zivilisation könnten sie zu technisierten Wilden werden. Mit ihren technischen Fähigkeiten müßten die Europäer daher einen klaren Gottesbegriff und ein ausgeprägteres Gewissen mitbringen, um sich bewähren und konstruktiv Hilfe leisten zu können.

800 Priester und Ordensleute müssen Kuba verlassen. – Die kubanische Regirung hat rund 800 ausländische Priester, Ordensbrüder und Schwestern aufgefordert, Kuba baldigst zu verlassen. Von dieser Anordnung sind auch einige in Camague tätige deutsche Missionare, Augustiner-Patres, betroffen. Die ausgewiesenen Priester dürfen, wie bekannt wurde, nur leichtes Handgepäck mitnehmen. Unmittelbar nach Bekanntgabe eines Regierungsdekrets über die Beschlagnahme sämtlicher Privatschulen haben schwerbewaffnete Castro-Milizen katholische Schulen besetzt, um dort angeblich "Beschädigung und Entwendung von Staatseigentum zu verhindern". In gleicher Weise wurden die Schulen von Methodisten, Presbiterianern und Baptisten konfisziert und ihre meist nordamerikanischen Lehrer ausgewiesen.

Castro-Regime für christliches Gewissen untragbar. – In einer von allen Kanzeln der Erzdiözese Santiago de Chile verlesenen Erklärung forderte der Apostolische Administrator des vakanten Erzbistums, Erzbischof Emilio Tagle Covarrubia, die Gläubigen auf, sich mit ihren "leidenden Glaubensbrüdern" auf Kuba solidarisch zu erklären und für deren baldige Befreiung zu beten. Erzbischof Tagle Covarrubia erklärte weiterhin, daß sich "das Panorama Amerikas durch den Schatten Castros verdunkle", daß dessen prokommunistisches Regime für "das christliche Gewissen unannehmbar" sei.

VATIKAN *"Wir haben eure Stadt nicht vergessen . . ."* – Nur Papst Johannes XXIII., die Kardinäle Giobbe, Muench und Bea, sowie etwa 65 weitere geladene Gäste dabei, als der Berliner Kathedralchor von St. Hedwig im Konsitoriensaal des Apostolischen Palastes eine Probe seines Könnens ablegte. Ein Konzert in derart intimem Rahmen hat im Vatikan seit Jahrhunderten nicht mehr stattgefunden. In dem mit Fresken eines Raffaelschülers geschmückten Saal hatten die 74 jungen Berliner und Berlinerinnen im Halbkreis Aufstellung genommen, die Herren im schwarzen Anzug, die Damen in schwarzen, bis zu den Knöcheln reichenden Kleidern, das Haar mit dem vom Vatikanischen Protokoll vorgeschriebenen Spitzenschleier verhüllt. Nach dem einleitenden "Tu es Petrus" von Palestrina, dem "Jubilate Deo" von Gabrieli und dem Sanctus aus der achtstimmigen Messe von Hans Leo Hassler, sang der Chor deutsche Lieder: den Waldpsalm von Max Brück, "Im Frühling" von Karl Löwe und das alte Volkslied "Nun ade, du mein lieb Heimatland". Auf dieses letzte Lied kam der Papst auch in seiner Ansprache zu sprechen und wünschte den Berlinern und Berlinerinnen, daß ihr irdischer Weg stets ehrenvoll, voll Verdienst und voll Freude sein möge. Der Papst erinnerte sich an seinen kurzen Aufenthalt in Berlin im Jahre 1929, wo er den damaligen Apostolischen Nuntius, Monsignore Pacelli, den späteren Papst Pius XII., besuchte. "Wir haben eure Stadt nicht vergessen, weder die Freundlichkeit, die Uns damals die Berliner Bevölkerung erwiesen hat, noch jenes wahrhafte Schauspiel an Ordnung, Ruhe und fleißiger Arbeit, das Uns sehr beeindruckt hat."

Martyrer von Uganda sollen heiliggesprochen werden – Im Vatikan sind in letzter Zeit zahlreiche Bitten afrikanischer Bischöfe um die Heiligsprechung der 22 Martyrer von Uganda eingetroffen, die Benedikt XV. im Jahre 1920 seliggesprochen hat. Die afrikanischen Bischöfe meinen, daß die Heiligsprechung dazu beitragen könnte, die afrikanischen Katholiken zu einen, besonders dort, wo auf Grund der politischen Situation Spannungen bestehen. Auf jeden Fall sei die Verehrung der schwarzen Martyrer von großer Aktualität. Die Kirche in Afrika sei in eine neue Phase eingetreten und beginne von den typisch afrikanischen Werten Kenntnis zu nehmen.

Feierliche Werkzeugsegnungen am 1. Mai – Mit feierlichen Werkzeugen in den Gotteshäusern begingen die Katholische Arbeiterbewegung und die Katholische Arbeiterjugend in ganz Österreich das "Fest des heiligen Josefs des Arbeiters" am 1. Mai. Die Arbeiterinnen und Arbeiter brachten aus diesem Anlaß ihr berufliches Handwerkzeug in die Kirche, wo es während des Gottesdienstes auf einem Tisch vor dem Altar lag. Zu den festlichen Werkzeugsegnungen werden von den Arbeiterinnen und Arbeitern nicht nur die "üblichen" Werkzeuge gebracht, sondern alles Handwerkzeug im weitesten Sinn — von der Nähnadel bis zur Schreibmaschine.

Der Friedensvetrag als ethisches Postulat

Von Prälat Dr. Gustav Braun

Nach der christlichen Lehre von Menschen ist dieser im Rahmen der göttlichen Schöpfungsordnung ein Gemeinschaftswesen, d. h. der Mensch ist zufolge seiner natürlichen Seinsbeschaffenheit auf das Zusammenleben mit seinesgleichen angewiesen. Unter dem Begriff "Gemeinschaft" ist in diesem Zusammenhang an sogenannte natürliche Gemeinschaften zu denken wie Familie, Staat, Sippe, Stamm, Nation und schließlich die Menschheitsfamilie überhaupt. "Die Gemeinschaft ist vom Schöpfer gewollt als Mittel zur vollen Entfaltung der individuellen und sozialen Anlagen, die der Einzelmensch, gebend und empfangend, zu seinem und aller anderen Wohl auszuwerten hat", so heißt es im Rundschreiben des Papstes Pius XI. vom 14. 3. 1937 an die deutschen Katholiken. Hier ist angedeutet, daß jeder Mensch Rechte und Pflichten in der Gemeinschaft hat, und daß die Gemeinschaft ein Zweckgebilde zum Wohle aller ihrer Mitglieder ist.

Wenn der Mensch von Natur aus ein Gemeinschaftswesen ist, dann kann also nicht wahr sein, was eine individualistisch-moderne Naturrechtslehre behauptet, daß der Mensch nämlich von Natur seinem Mitmenschen feindlich gegenüberstehe, und der rücksichtlose Kampf um das Dasein oberstes Gesetzt der menschlichen Gesellschaft sei. Vom christlichen Standpunkt her muß vielmehr angenommen werden, daß die Menschen von Gott zu einem verträglichen, friedfertigen Miteinander geschaffen sind. Pius XII. sagte hierzu in seiner Weihnachtsbotschaft von 1942: "Jedes soziale Zusammenleben, würdig eines solchen Namens, neigt als ursprüngliches Ergebnis des Willens zum Frieden wieder zum Frieden, zu jenem ruhigen Zusammenleben in der Ordnung."

Freilich, die geschichtliche Wirklichkeit zeigt, daß der Mensch in dem Maße, wie er den Frieden mit Gott brach, auch zum Friedensbrecher gegenüber seinen Mitmenschen wurde. Aber der Sündenfall hat die menschliche Natur nur anfälliger und schwächer gemacht, nicht jedoch ihre Grundlagen zerstört. Jeder Mensch besitzt nach wie vor ein Urgewissen im Sinne der göttlichen Seinsordnung. Stärker noch ist das sittliche Bewußtsein des offenbarungsgläubigen Menschen, sowohl als Individuum wie auch als Gemeinschaftswesen. Die trotzige Frage des Kain: "Bin ich etwa der Hüter meines Bruders?" ist im 1. Buch des Moses als gotteslästerliche Ausflucht eines Friedensbrechers gebrandmarkt. Und erst recht ist die Gemeinschaftsethik im Neuen Testament unterbaut. "Wenn es möglich ist, so habet, so viel an Euch liegt, Frieden mit allen Menschen", sagt der Apostel Paulus im Brief an die römische Gemeinde. Und in der Bergpredigt Jesu ist die Verpflichtung zur Friedfertigkeit in sublimster Form zum Ausdruck gebracht, indem es z.B. heißt "Wenn dich jemand auf die rechte Wange schlägt, so reiche ihm auch die andere dar." Dieses von dem Erlöser angeführte Beispiel außerordentlicher Selbstverleugnung in Friedfertigkeit heischt, so sagen unsere Bibelexegeten, keine buchstäbliche Erfüllung, sondern will in bildhafter Weise nur den ganzen Ernst unterstreichen, mit welchem der Einzelne das christliche Gebot der Verträglichkeit und Nächstenliebe zu befolgen hat. Jesus selbst hat ja, als er gefangen war, den Gerichtsdiener, der ihn schlug, wegen dieser Mißhandlung energisch vermahnt, und auch St. Paulus legte entschieden Rechtsverwahrung ein, als er von der römischen Besatzungsmacht verhaftet worden war und gefoltert werden sollte. Es können nämlich Rücksichten auf das Gemeinschaftsleben, auf die Bewahrung der öffentlichen Rechtsordnung und Moral dem Einzelnen und der Gemeinschaft geradezu gebieten, gegen ein drohendes oder bereits eingetretenes Unrecht mit allen erlaubten Mitteln anzukämpfen. Machen wir uns das an einigen konkreten Tatbeständen aus der Gegenwart klar. Unter Mißachtung natur- und völkerrechtlicher Grundsätze sind in manchen Gegenden aus politischen Gründen viele Millionen Menschen, ganze Volksgruppen, ohne den Erweis persönlicher Schuld, gewaltsam aus ihrer angestammten Heimat vertrieben worden. Solche Vorgänge wurden nicht nur von den unmittelbar Betroffenen, sondern von der ganzen gesitteten Welt als schweres Unrecht und Ärgernis empfunden. Die christliche Moral sagt dazu, der Einzelne soll sich durch das erlittene Unrecht nicht aus dem seelischen Gleichgewicht bringen lassen und Gedanken an Haß und Rache von sich weisen. Zugleich aber erlaubt die christliche Moral oder gebietet sogar, daß gegen die Vertreibung protestiert und die Wiedergutmachung des Unrechts verlangt wird. Denn durch die ungeheuerliche Tatsache der Massenvertreibung sind nicht nur unzählige Unschuldige auf das Schwerste geschädigt worden, sondern es wurden damit zugleich auch Grundsätze der natürlichen Daseinsordnung, die für die ganze Menschheit von vitaler Bedeutung sind, verletzt und erschüttert. Darum hat Papst Pius XII. z. B. in einem Brief an die deutschen Bischöfe vom 1. März 1948, nicht ohne das deutscherseits dem polnischen Volke während des Krieges zugefügte Unrecht zu erwähnen, die Frage aufgeworfen, ob es erlaubt war, im Gegenschlag 12 Millionen Deutsche von Haus und Hof zu vertreiben. Und er sprach den Wunsch und die Hoffnung aus, daß das Geschehene nach Möglichkeit wieder rückgängig gemacht werde.

Mit solchen Mahnungen ist zugleich angedeutet, daß nach der christlichen Sozialethik nicht nur innerhalb einer Volksgemeinschaft jeder Einzelne für das Gemeinwohl, für Gerechtigkeit und Verträglichkeit einzutreten hat, sondern daß diese sittliche Norm auch für das Leben der Völker untereinander verbindlich ist. Völker und ihre Regierungen bestehen a aus sittlich verantwortlichen Einzelpersonen, so daß jegliche Politik sich nach den Grundbestimmungen der gottgegebenen Seinsordnung zu richten hat. Papst Pius XII. brachte dies mit aller Klarheit in seinem Rundschreiben "Summi Pontificatus" v. 20. 10. 1939 zum Ausdruck, indem er sagte: "Soll es ein dauernd friedliches Nebeneinander und fruchtbringende Verbindung von Land zu Land geben, so ist dafür unerläßliche Voraussetzung, daß die Völker das die internationalen Beziehungen unterbauende Naturrecht anerkennen und danach handeln. Zu diesem Naturrecht gehört die Achtung der jeweiligen Rechte auf Unabhängigkeit, auf Dasein und auf Entwicklungsmöglichkeiten kultureller Art. Dazu gehört ferner die Einhaltung der Verträge, die nach den Satzungen des Völkerrechts eingegangen worden sind."

Es ist ein Verstoß gegen diese sittlichen Normen, wenn z. B. die Warschauer Regierung und weite Kreise des polnischen Volkes die Behauptung aufstellen, die Oder-Neisse-Linie sei die endgültige Staatsgrenze zwischen Polen und Deutschland, während doch das bestehende Völkerrecht keinen Zweifel zuläßt, daß Deutschland in den Grenzen von 1937 fortbesteht. Auch laut dem Potsdamer Protokoll der Siegermächte von 1945 sind die deutschen Gebiete jenseits der Oder-Neisse-Linie dem polnischen Staat lediglich zur einstweiligen Verwaltung überantwortet und bleibt die entgültige Regelung dieser Territorialfrage dem zu erwartenden Friedensvertrag vorbehalten. Das deutsche Volk ist also sittlich berechtigt, gegenteilige Behauptungen und Machinationen in dieser Beziehung zurückzuweisen. Es geht auch hier um die Bewahrung und Verfestigung eines für das Völkerleben bzw. für die menschliche Gemeinschaft unentbehrlichen Grundsatzes, daß nämlich fremdgehöriges Territorum ohne zwingende Gründe nicht einfach annektiert werden darf, und daß zu versuchen ist, etwaigen Streit und bestimmte Lebensräume auf gewaltlose Weise durch Verhandlungen und Vertrag zu beheben. Schmerzlich wäre es, wenn nicht einmal die Katholiken der verschiedenen Länder sich einig fänden in der Respektierung der vorerwähnten von höchster kirchlicher Autorität auf Grund des Naturrechts hervorgehobenen Grundsätze für die Koexistenz der Völker. Die deutschen Heimatvertriebenen aus Ost- und Südost-Europa haben in ihrer Stuttgarter "Charta" von 1950 feierlich vor der Weltöffentlichkeit erklärt, daß sie "im Bewußtsein ihrer Zugehörigkeit zum christlich-abendländischen Kulturkreis" den Gedanken an Rache und Vergeltung ablehnen und mit dazu beitragen wollen, ein geeintes Europa zu schaffen, in welchem die Völker ohne Furcht und Zwang leben können. Polnischerseits ist wiederholt geäußert worden, diese Charta der deutschen Heimatvertriebenen sei unglaubwürdig, da sie nicht den Verzicht auf die Oder-Neisse-Linie enthalte. Eine derartige Argumentation entspricht der von Moskau gesteuerten Gewaltpolitik, nach welcher zwar ein "Friedensvertrag" kommen soll, dessen Ergebnisse aber schon vorweg dahin formuliert werden, daß die Okkupationen der sowjetisch-kommunistischen Machthaber anzuerkennen und zu legalisieren seien. Wir haben genug Vertrauen zu den christlich-sittlichen Kräften die im polnischen Volke tief verwurzelt sind und zum Widerspruch gegen solche politischen Methoden drängen, welche der Ausfluß einer atheistisch-bolschewistischen Weltanschauung sind. Wie aus Polen gemeldet wurde, hat der Sprecher der katholischen parlamentarischen Znak-Gruppe Stomma, in der aussenpolitischen Debatte des Warschauer Sjem vom Oktober 1960 behauptet, die ganze polnische Nation unterstütze die gegenwärtige Außenpolitik der Regierung, wobei er erwähnte, daß auch Cardinal Wyszynski in seiner Marienburger Predigt vom 18. 8. d. J. gegen die "antipolnische, revisionistische Politik Bonns" Stellung genommen habe; und selbst eine polnische Theologenzeitschrift schrieb mit Billigung der Warschauer bischöflichen Kurie kürzlich, alle Katholiken Polens seien sich über das endgültige Recht ihres Staates auf die Oder-Neisse-Gebiete einig. Man darf dennoch bezweifeln, ob solche Äußerungen die wahre Auffassung der polnischen Bevölkerung widerspiegeln; denn man weiß, unter welchem politisch-terroristischen Druck die kirchlichen Kreise und Organe im kommunistisch regierten Polen stehen. Selbst wenn es zutreffen sollte, daß im Zuge der massiven Propaganda, welche zurzeit vom Kreml und der Warschauer Satellitenregierung zur Diffamierung unserer angeblich kriegslüsternen Bundesrepublick in aller Welt in Szene gesetzt wird, die nationalistischen Instinkte vieler Polen aufgepeitscht sind, so können doch die polnischen Katholiken nicht darüber hinweggehen, daß auch der Vatikan auf dem völkerrechtlichen Standpunkt verharrt, wonach Deutschland in den Gebietsgrenzen von 1937 fortbesteht, und daß nach der katholischen Staats- und Gesellschaftslehre die Respektierung völkerrechtlicher Verträge eine sittliche Pflicht ist. Die deutsch-polnische Grenze von 1937 aber geht zum weit überwiegenden Teil auf jahrhundertealte Staatsverträge zurück. Ob es politisch vernünftig ist, diese alte Grenze für alle Zukunft völlig unverändert beibehalten zu wollen, darüber ist schon viel diskutiert worden. Sie war seit dem Versailler Vertrag von 1919 mit dem "Polnischen Korridor" für beide Seiten wenig befriedigend. Aber sie ist bis heute rechtens, und sie wird bei den zu erwartenden Friedensverhandlungen als Ausgangbasis zu gelten haben, um für künftige Zeiten eine vernünftige Regelung zu suchen. Der ersehnte Friedensschluß erfordert auf beiden Seiten eine opfermütige, friedfertige Gesinnung. Staatssekretär Thedieck vom Bundesministerium für Gesamtdeutsche Fragen veröffentlichte im

Bulletin des Presse- und Informationsamtes der Bundesregierung vom 5. November 1960 einen Aufsatz über "Selbstbestimmung und Heimatrecht", in welchem er u. a. sagt: "Ein künftiger Friedensvertrag wird zweifellos auch das Unrecht widerspiegeln, das im deutschen Namen an den Völkern Ost- und Ostmitteleuropa geschah. Aber nur der Friedensvertrag, in dem alle diese Faktoren: die rechtlichen Gegebenheiten, die historischen und moralischen Ansprüche und nicht zuletzt die politische Wirklichkeit sorgsam abgewogen sind, kann zu einer dauerhaften Friedensordnung führen."

Friedensverhandlungen und ein Friedensschluß sind also notwendig und dieser wird den weitgehend mit der christlichen Naturrechtslehre übereinstimmenden Grundsätzen der Vereinten Nationen sowie der neuzeitlichen Völkerrechtslehre entsprechen müssen. Freilich wird dieser Friedensvertrag gegenwärtig durch den sowjetischen Imperialismus, welcher von völlig entgegengesetzten Anschauungen ausgeht, verhindert. Dennoch darf man nicht aufhören, den Frieden, auch unter sozialethischen Gesichtspunkten, vorzubereiten. Es wäre pharisäisch, behaupten zu wollen, daß in unserem Lande dieserhalb keine Aufgaben mehr bestehen. Man denke an jene Leute unter uns, die in einer geistigen Verwahrlosung keinerlei ethisches Pflichtgefühl gegenüber der Volksgemeinschaft haben und sich u. a. an den politisch-sittlichen Problemen unseres dreigeteilten Vaterlandes völlig desinteressiert zeigen. Man bemerkt bei uns auch Politiker und Publizisten, die aus einem labilen Pragmatismus heraus leichtfertig sich mit den Fakten, mit dem Status quo abfinden möchten und nicht bedenken, daß eine solche Politik die Kapitulation vor dem sowjetischen Kolonialismus bedeuten würde, der einen großen Teil Deutschlands sowie Polen und eine ganze Reihe anderer Länder politisch und weltanschaulich terrorisiert. Ebenso ist zu bedauern, daß es unter uns bei jung und alt noch deutsche Mitbürger gibt, die einem nationalstaatlichen Denken früherer Epochen anhangen und kein Verständnis dafür zeigen, daß die gegenwärtige geschichtliche Entwicklung notwendig zu einer europäischen Völkergemeinschaft drängt, die auf anteiligen Opfern im Geist der Versöhnung und Friedfertigkeit aufzubauen ist, als wirksamer Mitgarant von Recht und Freiheit in aller Welt. Dies scheinen auch jene Redner noch nicht hinreichend zu begreifen, welche vor kurzem öffentlich vor Heimatvertriebenen in geradezu ausfälliger Weise die St. Hedwigspredigt des Berliner Kardinals Döpfner vom Oktober 1960 kritisierten, obwohl er bei aller pastoralen Werbung für eine stärkere Annäherung zwischen den deutschen und polnischen Katholiken doch auch andeutete, daß zur Behebung der politischen Divergenzen letzten Endes verträgliche Verhandlungen notwendig sein werden; denn er sagte u. a., man dürfe nicht versuchen, einander Lösungen aufzuzwingen. Zum Glück kann man feststellen, daß die große Mehrheit des deutschen Volkes einschließlich der Heimatvertriebenen in Übereinstimmung mit der Regierung eine verantwortungsbewußte elastische Friedenspolitik befürwortet. Immerhin bedarf es hüben und drüben noch vielfältiger und ständiger Bemühungen, um den Frieden gesinnungsmäßig vorzubereiten.

Zumal die Christen in aller Welt können und dürfen sich dem Aufruf der Gegenwart nicht verschließen, untereinander sich in der Treue zur gottgewollten Gemeinschaftsordnung zu bestärken und von diesem festen Grunde aus in solidarischer geistig-sittlicher Anstrengung jene perversen Mächte einzudämmen, welche der Natur und dem Heil der Menschen zuwider sind und die politische Not unserer Tage in so bedrohlicher Weise verschärfen. Die geschichtlichen Verhältnisse unterliegen manigfachen Wandlungen, die erfahrungsgemäß nicht selten auch unversehens schnell eintreten können. Gott, der Herr über alles geschichtliche Geschehen, schenkt den Gutwilligen in jeglicher Situation seine helfende Gnade. Dieser Gedanke des Glaubens gibt Mut zum Schaffen in Geduld und mahnt zugleich, die gottgewollten Grundordnungen immer von neuem anzustreben und zu sichern.

(Referat gehalten auf der letzten Tagung des kath.olischen Flüchtlingsrates in Köln)

Das reine Herz

Die Reinheit ist noch mehr eine Tugend des Geistes als des Leibes. Sie ist Frei-Sein von Beschmutzung und Verderbnis; sie läßt jedes Geschöpf Gottes in seiner ursprünglichen oder wiederhergestellten Integrität erscheinen, im Urzustand seiner Klarheit. Reine Dichtung ist solche, die nichts als Dichtung ist, nichts als reiner Gedanke. Das reine Herz, dem die Schau Gottes verheißen ist, ist das ungeteilte Herz, dessen Eingebungen redlich und aufrichtig sind, das nie von seiner geraden Ausrichtung abweicht noch seinem Auftrieb entgegensteht.

Madeleine Daniélou

Wenn

Von Fritz Müller-Partenkirchen

Jeder richtige Lehrling fühlt sich wöchentlich zweimal verkannt und dreimal beleidigt. Darin sind sie alle gleich. Verschieden sind sie nur darin, wie sie darüber hinwegkommen. Ich tat's mittels Wenn. Dabei ist es mir so gegangen:

Ins Warenlager kam ein neuer Expedient. Schramm hieß er. Er war tüchtig, rechtlich, unbestechlich, mit einem Wort: eine erste Kraft. Aber er sagte zu mir "Stift".

"Mein Name ist Müller", sagte ich.

"Ist gut, Stift", sagte er.

Wenn Sie beim Stift beharren, dann — dann —"

"Nu, was ist dann?' sagte er gemütlich.

"Dann sind Sie auch kein Expedient in meinen Augen, sondern — sondern —"

"Nu, was denn?"

"Sondern ein Versandmensch — so!"

"Hab nichts dagegen — zählen Sie mal den Bestand der Stearinkerzen im hinteren Lager nach, Stift."

Wütend ging ich in das hintere Lager. Die Stearinkerzen lagen aufgeschichtet in den obersten Fächern. Ich schleppte eine Staffelleiter her. Brütend saß ich auf der höchsten Staffel vor den Kerzenpaketen und fing an zu zählen. Bis zwanzig kam ich. Da fiel mir wieder ein: "Stift hat er gesagt, der — der Schuft!" Wenn man "Schuft" sagt, kann man nicht mehr weiterzählen. Wenigstens fünf Minuten lang. Noch dazu, wenn es sommerlich heiß ist und man mit dem Kopf an die Lagerdecke stößt. Aber Auftrag ist Auftrag. Also: einundzwanzig, zweiundzwanzig, dreiundwanig.

Bei fünfundwzanzig fiel es mir von neuem ein: "Stift hat er gesagt, der — Schuft! — Na warte, wenn — wenn —" Ich spürte hundert Möglichkeiten hinter "Wenn". Aber wieder schob der Kerzenauftrag sie zur Seite: Vierundfünfzig, fünfundfünfzig, sechsundfünfzig . . . endlich: neunundneunzig Stearinkerzenpakete waren es. So, nun hatte ich mir das "Wenn" verdient: "Stift hat er gesagt, der Schuft — na warte, wenn — wenn ich dich mal zwischen Dunkel und Sixtminet im Sporergäßchen treffen sollte —"

Aber nein, sagte ich mir nach kühler Überlegung, er ist viel stärker als ich, dem werd' ich niemals Herr. Wieder bohrte es in mir: "Stift hat er zu mir gesagt, Stift, der Schuft! — Na warte, wenn ich's meinem großen Bruder sage —" — Ach so, ich hatte ja keinen großen Bruder. Es ging nicht. Mir fiel nichts ein. Ich brauchte einen neuen Vorspann für das "Wenn": "Na warte, wenn ich meinen Onkel Cäsar auf dich hetze" — den berühmten Onkel, der Anno achtundvierzig bei der Revolution beteiligt war und der einmal erzählt hat: "Und wenn wir bis an die Knöchel in Fürstenblut waten müssen . . . "Plötzlich erinnerte ich mich an gestern, als ich Onkel Cäsar in einem Rollstuhl durch den Stadtpark fahren sah — er lächelte mir kindlich zu, wie er mich endlich erkannte. Nein, das war kein Held mehr, der konnte mir auch nicht helfen.

"Aber warte, wenn — wenn" — nun, wenn die Außenwelt versagte, lege ich mich selbst ins Zeug — warte, wenn ich einmal nicht mehr Stift bin — wollte sagen: Lehrling — sondern Buchhalter — ja, und dann Abteilungsvorstand — ja, und dann vielleicht Prokurist — ja, und dann Direktor, der unserm jetzigen Prinzipal die ganze Firma abkauft — ja, und wenn ich dann den Auftrag geben werde: "Bringt mir mal den Expedienten Schramm in mein Privatkontor . . ."

Aber vielleicht — ich fing an zu rechnen — vielleicht wird der Expedient Schramm mit dem Sterben nicht darauf warten können, bis ich jene lange Leiter aufgestiegen wäre: "Na warte, wenn ich — wenn ich — was denn gleich — helf', was helfen mag — richtig, wenn dieser Versandmensch irgendeine Tochter hätte — ja, und wenn diese Tochter irgendwo und irgendwann ins Wasser fiele — ja, und wenn ich sie vom Tode des Ertrinkens rettete — ja, und wenn sie mir dann vor Dankbarkeit und Liebe um den Hals fiele."

"Ich bedaure sehr mein Fräulein", würde ich dann sagen, "aber Sie werden einem Menschen, den Ihr Vater einen Stift geheißen hat — jawohl, einen Stift — kaum die Hand fürs Leben geben wollen."

"Nun, fertig mit dem Kerzenzählen? Wieviele Pakete, bitte?"

"Neunundneunzig", sagte ich und stieg froh von der Leiter. Denn er hatte "Bitte" zu mir gesagt, jawohl, "Bitte", der grobe Schramm.

"Neunundneunzig, schön — und hier ist meine Tochter, die bei der Frau unseres Prinzipals einen Besuch machen soll — wenn Sie so gefällig wären meiner Tochter den Weg zu zeigen, Herr Müller . . ."

Herr Müller! Keine Spur von Stift mehr! Selig ging ich an der Seite. Sie war so nett und lieb zu mir und gab mir die Hand zum Abschied. Ja, sogar "Auf Wiedersehen", sagte sie, "Herr Müller!"

So gut ging mir die Arbeit nach der Rückkehr von der Hand. Auf einmal aber stand ich still: "Weiß Gott", dachte ich, "wenn Fräulein Olga heute oder morgen ins Wasser fiele — verflixt, ich kann ja gar nicht schwimmen, sondern nur ein wenig paddeln."

"Heda, ich habe die Stearinkerzen nachgezählt — es sind nicht neunundneunzig sondern hundertundein Pakete — ich sag es ja: es ist doch kein Verlaß auf einen Stift."

"Stift", begehrte ich auf, "Herr Schramm. Sie haben vorhin, als Ihre Tochter da war . . ."

"Na ja, vor Frauensleuten — aber im Geschäft müssen Sie erst mal zuverlässiger werden —nicht nur etwas paddeln sondern richtig schwimmen lernen, eh' ich auf den 'Stift' verzichten kann, wertester Herr Müller." –

Es gibt zwei Dinge, deren die Menschen müde werden: sinnlose Armut und sinnloser Wohlstand.

Henry Ford

Das lebendige Licht

Von Wilhelm Hünermann

Schluß

"Das zu entscheiden ist Sache des Erzstuhles, nicht die Eure", fuhr der Abgesandte, ein Mitglied des Mainzer Domkapitels, auf. "Und der Erzstuhl hat schon entschieden. Wir verlangen, daß Ihr, Frau Äbtissin, den Toten aus der geweihten Erde Eures Friedhofes ausbetten lasset, um ihn in ungeweihter Erde beizusetzen."

"Das vermag ich nicht zu tun", erwiderte Hildegard, und die gebeugte Gestalt der Greisin richtete sich hoch auf. "Wie sollte ich denn in gesegneter Stätte ein Grab verweigern, den Gott selber seiner Schuld frei und ledig gesprochen hat?"

"Solltet Ihr Euch dessen weigern", fuhr der Priester fort, ohne den Einwand zu beachten, "so habe ich Vollmacht, über Euer Kloster das Interdikt zu verhängen!"

"Das Interdikt?" stammelte erbleichend die Äbtissin. Lange schaute sie den Abgesandten des Mainzer Domkapitels starr an. Sie begann zu zittern, zu wanken. Es schien, als breche sie zusammen. Dann senkte sie das greise Haupt, und noch einmal kam es von ihren Lippen, tonlos, mit gequälter, verlöschender Stimme: "Das Interdikt!"

"Ja, das Interdikt!" erwiderte der Priester. "Falls Ihr wirklich, was ich nicht zu glauben vermag, Euch weigern solltet, dem Befehl des Erzstuhles zu gehorchen, so darf hinfürder in der Klosterkirche auf dem Rupertsberg nur noch hinter verschlossenen Türen ohne Gesang und Feierlichkeit das heilige Opfer dargebracht werden."

"Ohne Gesang und Feierlichkeit?" sprach Hildegard verstört nach.

"Das Hochwürdigste Gut wird Euch genommen!"

"Das Hochwürdigste Gut genommen!' s'töhnte Hildegard.

"Endlich habt Ihr und alle Bewohner des Klosters keinen Zutritt mehr zu den heiligen Sakramenten."

"Keinen Zutritt zu den heiligen Sakramenten!" ächzte die Greisin und senkte tief ihr Haupt. Totenstill ward es in dem kleinen Gemach. Die Äbtissin war in einen Sessel gesunken und starrte stumm vor sich hin. Endlich begann sie wieder zu sprechen mit schleppender, totmüder Stimme: "Achtzig Jahre bin ich alt, Leid und Mühe legte mir jedes dieser Jahre in Fülle auf meine Schultern, auf mein Herz. Aber alle standen sie im Glanz des ewigen Lichtes. Wie soll ich leben, wenn es verlöscht? Wie soll ich leben ohne die Kraft des heiligsten Sakramentes?"

"So gehorcht Eurem Bischof!" forderte der Priester unbewegt.

Da hob die Äbtissin den Blick, schaute den Priester scharf an und sagte:

"Ihr nennt den Bischof! Christian von Buch, der Mainzer Oberhirt, ist auf dem Weg nach Rom, den rechtmäßigen Papst Alexander in die ewige Stadt zu geleiten. Nicht er ist es, der Euch schickt, sondern die Mainzer Prälaten, die aus irgendeinem Grund, den ich nicht kenne und nicht wissen will, Groll gegen mich hegen! Der Erzbischof würde so harten Herzens nicht sein!"

"Der Verstorbene, den Ihr begraben habt, tat dem Erzbischof schwere Schmach an!" entgegnete der Geistliche.

"Er hat bereut und gebüßt!" erwiderte die Äbtissin. "So ist ihm verziehen. Oder sagt, habt Ihr niemals Gott durch einen Fehl beleidigt, für den Ihr Seiner Barmherzigkeit nicht bedürftig waret?"

Der Prälat machte eine ungeduldige Handbewegung.

"Wir kommen so an kein Ende! Sagt mir also, wollt Ihr dem Erzbischof von Mainz — denn die mich senden, sprechen in seiner Vollmacht — gehorsam sein, Gerhard von Rusteberg aus der geweihten Erde ausgraben und in ungesegneter Erde bestatten?"

Da erhob sich die Äbtissin, schaute den Priester mit flammenden Augen an und sagte:

"Nein, das will ich nicht! Ich würde den Leib des Herrn schänden, der in das Herz des Sterbenden seine Einkehr hielt!" Feierlich und ernst ward ihre Stimme, klang wie ein heiliger Schwur. "Für nun und nimmer, nein!"

"So werdet Ihr Euch der Strafe, die ich ankündigte, wenigstens in Gehorsam unterwerfen."

"Ihr meint?"

"Das Interdikt!"

Da sank die greise Klosterherrin kraftlos in sich zusammen und stammelte:

"Dem zu widersetzen, sehe ich mich außerstande."

Der Priester verließ ohne Gruß das Gemach.

Am gleichen Tage noch erschien ein Mönch aus der Umgebung des Rupertsberges, von zwei Chorknaben begleitet, die Laternen in den Händen trugen. Der schritt in die Klosterkirche, öffnete den Tabernakel, nahm den goldenen Speisekelch und trug ihn von dannen. Der Abgesandte von Mainz verlöschte das ewige Licht, stieß die Altarleuchter um. Die Kirchtore schlugen zusammen. Der Schlüssel kreischte im Schloß.

Der Herr hatte das Kloster auf dem Rupertsberg verlassen.

Im Chor der verödeten Kirche weinten Nonnen und Oblatinnen. Das Herz der Äbtissin war ohne Trost.

Dann aber stand sie auf, schleppte sich zum Klosterfriedhof, zeichnete mit dem Äbtissennenstab ein Kreuz über Gerhards Grab und gab dann dem Wärter den Auftrag, die Grenzen des Totenhügels zu verwischen, damit man das Grab von den andern nicht mehr unterscheiden könnte.

Niemand sollte des Toten heilige Ruhe stören.

*

Der Advent kam. Keine Glocke rief zum Opfer und Gebet vom Klosterturm. Die Orgel blieb stumm. Kein Lied hallte im Gotteshaus. In dumpfer Trauer wohnten die Klosterfrauen dem heiligen Opfer bei, das Wibert von Gembloux, der neue Propst, ohne jede Feierlichkeit darbrachte. Vor den Toren der Kirche standen die Gläubigen der Umgebung und weinten.

Es kam die Nacht aller Nächte, das heilige Weihnachtsfest. Aber die Pforten der Kirche öffneten sich nicht. Mit welch unsagbarer Freude waren die Ordensfrauen sonst zur heiligen Mette in das Chor geeilt, in weißen Gewändern, mit Blumen wie zur Hochzeit geschmückt! Wie hatte der heilige Jubel singend und klingend das Gotteshaus erfüllt! In diesem Jahr hatte das Christfest keinen Glanz und keine Freude. Der Karfreitag hatte auf dem Rupertsberg seinen Einzug gehalten und wollte nicht weichen.

Wenige Tage später brach die Äbtissin völlig zusammen. Ihr Leib vermochte den schweren Prüfungen nicht standzuhalten, die ihr Herz bedrückten. Die Nonnen fürchteten um ihr Leben, gingen immer wieder in das Chor, zu beten. Aber wie konnte man vor dem leeren, verödeten Tabernakel Trost finden? Der Herr hatte das Kloster verlassen. Die Er zurückließ, waren verstörten, hoffnungslosen Herzens.

Immer wieder nahte sich jetzt eine der Nonnen dem Lager der Kranken und begann zaghaft zu reden, ob es denn nicht doch besser sei, dem Willen der Mainzer Prälaten nachzugeben und den Toten in Gottes Namen in ungesegnete Erde umzubetten. Aber die Äbtissin schaute sie dann groß an und sagte:

"In Gottes Namen? In Gottes Namen soll ich den Leib des Toten schänden? Wisset ihr nicht, daß auch der Leib der Toten Gott heilig ist?"

Dann senkte die Sprecherin beschämt ihr Haupt und schlich von dannen. Auch der Mönch Wibert von Gembloux, der treue Helfer und Berater der Äbtissin, trat in die Krankenzelle.

"Wollt auch Ihr mich bereden, dem Toten seine Ruhe zu rauben?" fragte Hildegard mit bebender Stimme.

"Nein", antwortete der Mönch. "Ich will etwas anderes! Äbtissin Hildegard, Ihr solltet kämpfen um Euer Recht!"

Lange war Schweigen.

"Kämpfen sagt Ihr?" kam es dann leise vom Krankenbett. "Ich bin des Kämpfens müde, Mönch Wibert! Was ich ersehne, ist Frieden, nicht Kampf!"

Der Priester aber schaute aus seinen tiefen Augen die Greisin ernst an und sagte:

"So seht ihr nicht, wie die Freude erstirbt in den Herzen Eurer Kinder? Seht Ihr nicht, wie sie vor Kummer dahinschwinden wie der Schnee vor der Sonne? Ist nicht Euer eigenes Herz krank vor Sehnsucht nach dem, den man Euch nahm? Wie wollt Ihr von Frieden sprechen, wenn Er Euch fehlt, der allen den Frieden zu schenken vermag? Nein, noch einmal, Frau Äbtissin Hildegard, müsset Ihr kämpfen. Und Gott wird Eurer gerechten Sache den Sieg nicht versagen."

Wiederum währte das Schweigen lang. Die Äbtissin hatte den Blick auf ihr Kreuz gerichtet, das ihr gegenüber an der Wand hing. Endlich fügte sie die Hände ineinander und betete kaum hörbar: "So gib mir Kraft, Herr, zum letzten Kampf!" Dann, dem Priester zugewandt, sagte sie schmerzlich lächelnd: "So war es immer, Wibert von Gembloux, in meinem Leben! Mein Herz war von Kindheit an der Ängste voll und fürchtete den Kampf. Nichts anderes suchte ich stets als den Frieden. Aber Gott machte den Kampf zum Inhalt meines Lebens. Wenn ich ihm aus dem Weg ging, schlug der Herr mich mit Leiden. So will ich arme, alte Frau denn zum letzten Male aus Seiner Hand den bitteren Kelch der Qualen nehmen, mit denen jeder Kampf mein Herz zergeißelt. Tut mir die Liebe, Mönch, und schreibt einen Brief, den ich Euch diktieren will."

Eilends willfahrte Wibert von Gembloux. Rasch ging die Feder über das Papier, während die Seherin den Brief an die Mainzer Prälaten diktierte.

Nein, sie nahm nichts zurück, änderte ihren Entscheid in keiner Weise. Ganz klar stellte sie den Sachverhalt dar.

"Es erschien uns wie ein Frevel, der Leiche eines Menschen Schmach anzutun, der, mit den Sakramenten Christi versehen, in dem Schoß der Erde gebettet lag. Um aber nicht den Vorwurf des Ungehorsams zu verdienen, haben wir entsprechend dem Inhalt des Interdikts den feierlichen Chorgesang und den monatlichen Empfang der heiligen Kommunion eingestellt.'

"Den Empfang der heiligen Kommunion eingestellt", wiederholte die Äbtissin bebend. "Habt Ihr das, Mönch?" Dann versank sie in schmerzliches Sinnen. Nach einer Weile erst begann sie wieder zu diktieren. In eindringlichen Worten bat sie um Aufhebung des Interdikts, da sie sich einer Schuld nicht bewußt sei. Sie und ihre Töchter hungerten nach dem heiligen Leib des Herrn, und Orgelspiel und Chorgesang seien doch nichts anderes als das Einstimmen der Seelen in die ewigen Lieder der Engel, dessen sie nicht zu entbehren vermöchten. Mit der ganzen Wucht prophetischer Worte klang der Brief dann aus:

"Wer hat den Himmel erschaffen? Gott. Wer öffnet ihn den Gläubigen? Gott. Wer ist Ihm ähnlich? Niemand. Möge niemand Ihm widerstehen, damit Er euch nicht überfalle mit Seiner Kraft und ihr ohne Helfer vor Seinem Gerichte erscheint. Unsere Zeit ist zwar weibisch, aber die Stärke Gottes steht kriegerisch gewappnet gegen die Ungerechtigkeit. Er wird siegen und sie zerschmettern."

Der Mönch reichte Hildegard die Feder. Die Äbtissin unterschrieb mit zitternder Hand. Dann sagte sie:

"Morgen beim Tagesgrauen soll einer der Klosterknechte mit dem Brief nach Mainz reiten."

Wibert nickte. Aber nach einer Weile hob Hildegard hastig die Hand.

"Nein, nicht ein Bote! Ich selbst will das Schreiben überbringen. Sie sollen nicht nur lesen, sie müssen mich hören. Sorget dafür, daß ein Wagen morgen in der Frühe bereitsteht. Margarete von Hohenfels mag mich begleiten."

“Aber Ihr seid doch krank’, wandte dei Mönch verwundert ein.

“Sooft ’ich mich nach schwerer Qual anschickte, Gottes Willen zu erfüllen, habe ich aufgehört krank zu sein”, erwiderte Hildegard lächelnd. “Seine Kraft hat immer noch meine Schwäche überwunden. Sonst wäre ich längst nicht mehr unter den Lebenden.”

Am anderen Tag erschien Hildegard in Mainz unter den Prälaten, die im Kapitelsaal versammelt waren. Tiefes Schweigen herrschte, als die greise Äbtissin, schwer auf ihren Stab gestützt, den hohen Raum betrat. Leise begann sie zu sprechen, legte noch einmal den Sachverhalt auseinander, erhob Einspruch wider das ungerechte Urteil, mit dem man sie und ihr Kloster belegt habe. Als sie das Leid des Rupertsberger Konvents schilderte, der der heiligen Eucharistie und des Chorgesanges entbehrte, vermochte sie vor Tränen kaum zu sprechen. Dann wurde ihre Rede eindringlicher, gewaltiger, um schließlich mit flammenden Worten zu enden, die der Ungerechtigkeit prophetisch Gottes Strafe ankündigten. Die Prälaten blieben ungerührt. Ihr Sprecher ließ sich auf Auseinandersetzungen überhaupt nicht ein.

“Es steht bei Euch, Frau Äbtissin”, sagte er kalt, “dem bedauernswerten Zustand ein Ende zu machen. Grabt den Toten aus, so wird das Interdikt von Euch genommen! Weigert Ihr Euch dessen, so bleibt es bestehen.”

“Ich kann Eurem ungerechten Begehren nicht willfahren!” erwiderte die Äbtissin. “Gott aber wird unserer Sache dennoch den Sieg geben!” Dann verließ sie mit Margarete von Hohenfels den Kapitelsaal.

Voll Spannung erwarteten die Nonnen auf dem Rupertsberg die Heimkehrenden. Als sie aber die tiefe Trauer in ihren Augen lasen, senkten sie die Köpfe und fragten nicht. Die Äbtissin jedoch sagte mit fester Stimme:

“Ich werde weiterkämpfen!”

In der folgenden Nacht schrieb sie mit Wiberts Hilfe einen Brief an den Mainzer Erzbischof, der immer noch in Italien weilte und von dem sich die Prälaten inzwischen schon eine Bestätigung ihres Urteils verschafft hatten.

“u hättest nie diese Entscheidung getroffen”, schrieb Hildegard, wenn Du den Sachverhalt wahrheitsgemäß gekannt hättest. Aber ich will lieber in die Hände der Menschen fallen, als das Gesetz meines Gottes übertreten. Darum beschwöre ich Dich, gütigster Vater, verachte nicht die Tränen Deiner Tochter, sondern übe Barmherzigkeit, damit auch Du einstens Barmherzigkeit erlangest.”

Lange würde es dauern, bis die Antwort da sein konnte. Die Fastenzeit kam, die heilige Karwoche. In allen christlichen Kirchen verstummten die Glocken vor Trauer. Als sie aber am Ostertag in fröhlichem Geläut ihr Alleluja sangen, schwiegen immen noch die Glocken im Klosterturm auf dem Rupertsberg. Ohne Lied und Klang ging das heilige Fest vorüber, ohne den Trost der heiligen Gottesspeise. Das ewige Licht leuchtete nicht wieder auf. Die Kirchtüren blieben verschlossen. Der Tabernakel war verödet. Seine Türen standen auf wie die Pforten eines leeren Grabes.

Unablässig aber beteten die Nonnen in ihrem verödeten Heiligtum.

Gebeugter schritt die Äbtissin durch den Kreuzgang des Klosters. Hagerer wurde ihr Antlitz, hohler ihr Blick. Fast nahm sie keine irdische Speise mehr zu sich, so lechzte ihre Seele nach der himmlischen. Täglich aber schleppte sie sich zum Friedhof, um am Grabe des ehemaligen Ketzers zu beten. Dann wieder kniete sie lange Stunden in der Kirche und bat Gott, ihr doch den Tag noch zu schenken, an dem auf dem Rupertsberg das ewige Licht wieder aufglühen würde.

Monat um Monat verging. Das heilige Pfingstfest kam. Aber dem Rupertsberger Konvent brachte es keine Freude. Im lichten Monat Mai zierte keine Blume den Altar, und es schien den Nonnen, als ließen die Blüten im Garten die Köpfe hängen, weil auch sie vom Heiligtum ausgestoßen waren. Der Gram fraß der Äbtissin am Herzen. Dennoch hielt die Hoffnung sie aufrecht. Längst schon hätte zwar die Antwort aus Rom da sein müssen. Immer mehr verzagten die Nonnen. Selbst der Mönch Wibert zuckte die Schulter, wenn jemand ihn um seine Meinung bat. Eine nur verlor den Mut nicht, die Äbtissin.

“Gott wird uns nicht ganz verlassen”, war stets ihre Antwort, wenn ihre Töchter sich mit ihren Klangen an sie wandten.

Der August kam, und immer noch schwiegen die Glokken.

Am Tag vor dem Fest der Himmelfahrt Mariens aber sprengte ein Reiter den Klosterberg hinan. Wenig später rief das Glöcklein den Konvent in den Kapitelsaal. In atemloser Spannung warteten die Nonnen auf die Äbtissin. Endlich trat Hildegard ein. Lange dauerte es, bis sie sich zum Hochsitz geschleppt hatte. Als sie aber ihr Antlitz den Harrenden zuwandte, sahen die Nonnen den Glanz einer solch tiefen Freude, daß sie wußten, wie die Entscheidung gefallen war. Hildegard wollte sprechen. Aber die Stimme stockte ihr. Sie wollte das Schreiben bekanntgeben, das sie erhalten hatte, aber ihre Hand, die es hielt, zitterte so heftig, daß sie nicht zu lesen vermochte. So ließ sie das Schriftstück sinken, welches das Siegel des Mainzer Erzbischofs trug. Endlich faßte sie sich so weit, daß sie mit bebender Stimme zu sagen vermochte:

“Meine Kinder, das Interdikt ist zu Ende! Gott sei Dank!”

Nie hatte der würdige Saal einen solchen Jubel erlebt. Die unsagbare Qual so vieler Monate wich, und ein Sturm der Freude ging durch alle Herzen.

Ganze Körbe voll Blumen trugen die Oblatinnen an diesem Tag in das Gotteshaus. Den Altar, alle Säulen und das Kirchportal umwanden sie mit der blühenden Zier. Hundert weiße Kerzen standen in den Leuchtern und harrten der heiligen Flamme.

Am Nachmittag begannen vom Klosterturm dröhnend die Glocken zu läuten, von Bingen her kam klingende Antwort. Bald darauf stieg ein festlicher Zug den Klosterberg hinan. Seidene Fahnen wehten neben dem blitzenden Kreuz. Chorknaben mit leuchtenden Augen schwenkten Silberschellen und Weihrauchfässer. Geistliche folgten, Mönche und Weltpriester. Zum Schluß der Prozession schritt der Mönch Wibert von Gembloux, den goldenen Kelch, gefüllt mit der heiligen Gottesspeise, in den Händen tragend.

Es jauchzten die Glocken, als der Zug über die Schwelle der Klosterkirche trat. Ehrfürchtig sanken Nonnen und Oblatinnen in die Knie. Die Äbtissin aber faltete die zitternden Hände und betete unhörbar, aber aus ihres Herzens ganzer Tiefe, das Nunc dimittis.

> Nun, o Herr, lässest Du Deinen Diener nach Deinem Wort in Frieden fahren;
> Denn meine Augen haben Dein Heil gesehen.

Auf den Thron des Altares hob Wibert den leuchtenden Kelch. Dann entzündete er mit einem der Lichter, welche die Chorknaben trugen, die ewige Lampe vor dem Altar, und bald flammten die hundert Kerzen in ihren Leuchtern.

Der Orgel gewaltiger Klang erfüllte jubelnd und brausend wie ein heiliger Sturm das Gotteshaus. Die Ministranten schwangen die silbernen Schellen, und immer noch warfen die tiefen Glocken im Turm ihr mächtig Geläut in den jauchzenden Hall.

Da erhoben auch die Menschen ihre Stimmen, die Priester, die Mönche, die Knaben, die Nonnen, die Oblatinnen, all das Volk, das dem Zug in die Kirche nachgedrängt war, und in das Klingen der Harfen und Zymbeln, die aus dem gewaltigen Orgelwerk aufrauschten, in das Tönen der Glocken und Schellen jubelte des ewige Lied, das schon die Christen Roms auf den Lippen trugen, als sie aus der Nacht der Katakomben an das Licht stiegen:

Te Deum laudamus!
"Großer Gott, wir loben Dich!"

Als aber der mächtige Hymnus verstummte, stieg der Mönch Wibert die Altarstufen hinan, hob den goldenen Kelch und zeichnete mit ihm über die Köpfe der andächtig Knienden das heilige Kreuz.

Noch einmal erbrauste die Orgel in tosender Fülle. Stiller, flehender, leuchtender wurde das heilige Klingen. Unendlicher Jubel schwang im Ton der Harfen und Geigen. Dann fielen drunten im Chor die Stimmen der Nonnen ein, und vor dem blumenumkränzten Bild der reinsten Jungfrau erklang Hildegards schönstes Lied an die Königin der Himmel:

O Stein, du sprühest vom Licht,
Vom klaren Glanz der Sonne
Die dich durchflutet,
Die dem Herzen des Vaters entquillt.
Sie ist des Vaters eingeborenes Wort,
Durch das Er schuf der Welten Urgestalt,
Die Eva verdunkelt hat,
Dies Wort hat, Vater, aus Dir den Menschen gebildet.
Darum bist du, o Jungrau, das leuchtende Sein,
araus das Wort, das göttlichettliche,
Alle Kräfte hauchte,
Wie es jedes Geschöpf in seiner Urgestalt
Ins Dasein rief.
Du bist das liebliche Reis,
Das grünet an Jesses Stamm.
O Wunder groß!
Die Gottheit erschauerte die schönste der Töchter,
Wie des Adlers Auge die Sonne erspäht,
Und der ewige Vater neigte sich,
Der lichten Klarheit der Jungfrau,
In ihr Seinem ewigen Wort
Des Fleisches uelt zu bauen
Durch Seines Willens Macht.
Da ward aus den geheimnistiefen Wundern Gottes
Der Jungfrau Sinn erleuchte,
Und wundersam erwuchs die lichte Blume
Aus dieser Jungfrau reinem Schoß.

Das Lied verklingt.

Am Feste der Himmelfahrt Mariens kleideten sich die Nonnen seit langer Zeit zum erstenmal wieder in leuchtendes Weiß. Einen Kranz von Rosen trugen sie auf dem glänzenden Scheier. Die Tabernakeltüren taten sich auf. Der Herr ward Gast in den Seelen der Gottesbräute.

Am Ende der Feier aber sank die Äbtissin wie leblos in ihrem Chorstuhl zusammen. Das Leid vieler Monate hatte sie mutig getragen. Die Freude dieses Tages war zu groß für ihr altes Herz.

In tiefster Sorge trug man sie in ihre Zelle, bettete sie auf ihr Lager. Lange dauerte es, bis sie wieder zu sich kam. Dann schaute sie die Umstehenden lächelnd an und sagte:

"Es ist alles gut. Der Herr ist in unserer Mitte."

Wochen vergingen. Immer schwächer ging das Herz der Greisin, immer mühsamer ihr Atem. Der Magen versagte völlig seinen Dienst. Schwächer wurde das Licht der Augen. Die Nonnen, die an ihrem Lager Wache hielten, vermochten oft die Tränen bei ihrem Anblick nicht zurückzuhalten. Hildegard aber schalt sie liebevoll:

"Weinet nicht, singet! Singt, meine Kinder!"

"Warum doch habt Ihr die Musik so gern?" fragte einmal Osbirna von Geisenheim.

"In der Musik hat uns Gott einen Klang aus dem verlorenen Paradies geschenkt. Vor dem Sündenfall sprachen die Menschen nicht, sie sangen, und ihre Stimme war die schönste im Jubelchor aller Geschöpfe."

Am 16. September empfing Hildegard die heilige Wegzehr und die letzte Ölung. Je elender und hinfälliger ihr Leib wurde, um so größer und mächtiger wuchs in ihr die Freude. Am Morgen des 17. September bat sie die Nonnen, sie in das Chor der Kirche zu tragen.

"Ich will noch einmal das ewige Licht schauen!" hauchte sie, die kaum mehr zu sprechen vermochte.

Weinend willfahrten die Schwetern.

Und Hildegard schaute die Glut der ewigen Lampe, die still vor den goldenen Tabernakeltüren schwang.

"Wie schön ist das!" flüsterte sie fast unhörbar. Sie sah wieder das dreijährige Kind zum Chor der Kirche auf dem Disibodenberg hinansteigen, die Augen fest auf die silberne Sakramentstaube gerichtet, die im Schein der ewigen Ampel erstrahlte. Damals hatte sie es zum erstenmal geschaut, das unsagbar Heilige und Große, in dessen Schein sie die achtzig Jahre ihres Lebens verbracht hatte. Nun sah sie wieder, wie es aufwuchs aus dem Schimmer der Gotteslampe, schön und hell wie ein Stern, dann strahlender und gewaltiger, ein Gewoge von lodernden Flammen, bis es endlich mit der Kraft von tausend Sonnen zu brennen schien.

"Das Licht, das lebendige Licht!" stammelten ihre Lippen. Dann war es ihr, als hörte sie den Hall von vielen Glocken und Orgeln, das Rauschen eines gewaltigen Sturmes, eines ewigen Meeres Brausen und Branden, und aus all dem wundersamen Tönen und Leuchten erscholl eine Stimme, nicht von Menschen, sondern von den ewigen Chören:

Audi, filia, et vide, et declina aurem tuam!
Höre, Tochter, und sieh und neige dein Ohr!
Denn den König verlangt es nach deiner Schönheit.

De bewegten sich leise die Lippen der Sterbenden, ein unaussprechlicher Glanz lag auf dem alten Gesicht, als sie jetzt deutlich vernehmbar sprach:

"Ecce ancilla Domini! — Siehe ich bin eine Magd des Herrn, mir geschehe nach deinem Worte!"

Dann schloß sie die Augen und verlor das Bewußtsein.

Erschrocken betteten die Nonnen die Äbtissin wieder auf das Lager ihrer Zelle. Den ganzen Tag über blieb die Kranke ohne Besinnung.

Die Nacht kam. Stunde um Stunde ging zögernd vorüber. Immer noch war Hildegard nicht aus ihrer Ohnmacht erwacht. Doch als der erste Streifen des Frührots über den Bergen am Rhein stand, schlug sie die Augen auf. Lange schaute sie die Schwestern an, die ihr Lager umstanden.

"Man soll das Sterbeglöcklein läuten!" lallte sie mühsam. "Es geht zu Ende!"

Bald darauf flog vom Klosterturm der Schall des kleinen Glöckleins über die Dörfer an Nahe und Rhein.

Lächelnd horchte Hildegard dem hellen Klang.

"Nun singet!" gebot sie dann flüsternd. "Singet, meine Kinder, singt!"

Und die Nonnen begannen, Hildegards Lieblingslied zu singen:

O Reis im Glanz der Strahlenkrone
Im Königspurpur hochgeehrt,
Du blühst auf deinem hohen Throne
Mit Schild und Brünne wohlbewehrt.
Aus Adams Lenden wuchs die Sünde,
Der Menschheit Not, der Menschheit Nacht,
Du hast in deinem holden Kinde
Der kranken Welt das Heil gebracht.

Das Glöcklein läutete in die verdämmernde Nacht. Da horchten in Bingen und den umliegenden Dörfern die Menschen auf, raunten einander zu:

"Vom Rupertsberg, das Sterbeglöcklein. Die Äbtissin stirbt."

"Die Äbtissin stirbt!" Klagend hallte der Ruf von Mund zu Mund. Dann machten sich die Menscshen auf den Weg zum Klosterhügel. Aus allen Häusern kamen sie, aus allen Hütten und Höfen. Die Armen in ihren Lumpen, die Lahmen an ihren Stöcken, die Mütter mit ihren Kindern! Sie alle stiegen den Berg hinan, auf dem sie unzählige Male Trost und Hilfe gefunden hatten.

In der Krankenzelle sangen die Nonnen:

Sei mir gegrüßt auf allen Wegen,
Du Wunderblume wonnesam,
Nicht Morgenwind, nicht Tau noch Regen,
Nein, Gotteskraft nährt deinen Stamm.
Schon in den grauen Schöpfungstagen
Hat dich das ewige Wort erschaut
Und dir aus Gold and Sonnenstrahlen
Des Lebens Hülle hold gebaut.

Unverwandt hielt die Sterbende den Blick auf die Kerze gerichtet, die neben ihrem Lager flackerte. Die Hand tastete zitternd nach dem gelben Wachs, versuchte, es zu umfassen.

"Rüstet eure Lampen, denn der Herr kommt zur Hochzeit", flüsterten ihre Lippen. Und weiter sangen die Nonnen:

Nun bist du Spiegel jeder Wahrheit,
Das Urbild jeder Kreatur,
In Morgenduft und Sonnenklarheit
Folgt Segen deiner Füße Spur.

Immer gewaltiger wurde die Prozession, die den Rupertsberg hinanstieg. Plötzlich rief eine helle Stimme:

"Seht doch, Freunde, seht doch den Himmel!" Da hoben sie alle den Blick, die von Leid gebeugt daherschritten, und alle sahen das Wunder: Ein Leuchten brach aus von den vier Enden, an denen der Himmel aufdämmernd die Erde berührte, und vier strahlende Bogen wuchsen zum Firmament empor in das Glühen der Sterne hinein. Immer heller und goldener wurde das aufsteigende Licht, bis sich die vier glänzenden Bogen über dem Rupertsberg vereinigten. An der Stelle aber, wo sie ineinanderströmten,, wuchs ein wunderbares Licht und dehnte sich zu einer hellen Scheibe, in dem gleich darauf in roter Glut ein Kreuz sichtbar wurde.

"Ein Wunder, ein Wunder!" schrien die Leute und starrten einander in Schrecken und Freude an. Ein paar Vögel wurden wach und begannen zu singen. Den Aufsteigenden aber war es, als hörten sie mit einem Male ein Klingen aus jedem Baum und Strauch, ein Klingen von den verblassenden Sternen am Firmament, ein Klingen aus dem wundersamen Farbenspiel zu ihren Häuptern. Die Schöpfung sang der großen Frau das Sterbelied, die wie kaum ein anderer Mensch um die tiefsten Geheimnisse jeglicher Kreatur wußte.

In der Zelle verklang das heilige Lied:

Drum süße Jungfrau, Preis und Ehre,
Sei heute dir von uns geweiht,
Dein Lob erschallt von Meer zu Meere,
Von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Immer noch rief das Glöcklein vom Turm. Die Glocke der Muttergottes stimmte mit einemmal in das Klingen ein, und doch war keiner, der sie geläutet hätte.

Hildegard schloß die Augen zum ewigen Schlaf. Ihrem Wunsche gemäß trugen die Nonnen ihren Leib in den Chor der Kirche. Kaum aber hatten sie die Bahre niedergesetzt, als bettelnde Hände gegen die Tore des Gotteshauses klopften. Immer stärker wurde das flehende Pochen. Stimmen mischten sich darein:

"Tut uns auf! Wir wollen unsere Mutter sehen!"

Da öffneten die Nonnen und rissen weit die Tore auf. Zögernd traten die Menschen über die Schwelle und drängten sich zum Chor, die Äbtissin zu schauen.

Durch die offene Pforte aber fiel das Leuchten des himmlischen Glanzes, das von den vier Enden der Erde ausging und sich über dem Rupertsberg zu einer Krone vereinigte. Das Licht aber wob um das Antlitz der Toten einen goldenen Schein.

"Das ist der Friede und die ewige Freude!" stammelte der Mönch Wibert, aufs tiefste ergriffen. Die Menschen aber, die bald den ganzen Kirchenraum bis in den letzten Winkel füllten, brachen in die Knie, falteten die Hände und beteten:

"Bitte für uns! Hildegard, du Heilige!
Bitte für uns!"

(Ende)

Bursen für Priesterstudenten

Wir sagen heute allen unseren treuen Wohltätern Lebewohl. Möge Gott allen vergelten, die unseren armen Priesterstudenten durch Unterstützung der Priesterstudenten-Bursen geholfen haben. Über zwei Jahrzehnte haben wir den "Marienboten" und seine Liebeswerke leiten können. Unser Werk ist getan. Ein lieber Freund geht nun von uns. Ein Freund, der uns Monat für Monat von Gottes Liebe sprach, und der zur Nächstenliebe, zum Schönsten unter den Menschen, anzuleiten suchte. Wir bitten unsere Wohltäter, den Studenten - Bursen auch weiterhin treu zu bleiben. Senden Sie Ihre Gaben bitte an:

The Rev. Father Doll, O.M.I.
Missionary Association of Mary Immaculate,
St. Thomas College,
North Battleford, Sask.

Fatima Burse

Bisher eingenommen:	$8,490.45
Anna Hoffart, Tribune, Sask.	6.00
Mrs. M. Rietzler, Bluesky, Alta.	10.00
Mrs. L. Becher, Bashaw, Alta.	1.00
	$8,507.45

St. Karl Burse

Bisher eingenommen:	$2,418.37
Mrs. John Shanenberg, Verwood, Sask.	20.00
	$2,438.37

U. L. F. vom Guten Rat Burse

Burse der kath. Frauenvereine (C.W.L.)

Bisher eingenommen:	$3,089.20
Mrs. R. Ehman, Regina, Sask.	5.00
Miss K. Ehman, Regina, Sask.	40.00
	$3,134.20

Bücherbesprechungen

Elisabeth Kawa, *"Pius XII."* – Morus-Verlag, Berlin, 132 S., kart. 4,40, geb. 6,80 DM.) – Die schöne Lebensbeschreibung, die Elisabeth Kawa dem großen Papst noch zu seinen Lebzeiten (1956) gewidmet hat, liegt nun in einer zweiten ergänzten Auflage vor, die auch seinen Heimgang und eine abschließende Würdigung unvergeßlichen Lebenswerkes enthält.

Günther Hauser, **"Ihr Herren Berge"** – Menschen und Gipfel im Lande der Inka (Engelhornverlag Stuttgart, 256 Seiten, 46 Abb., 4 Farbtafeln, 5 Karten, Linen, 12.80 DM). Der Verfasser schildert in diesem lesenswerten Buch interessant und lebendig von einer Expedition nach Peru, der sogenannten Anden-Kundfahrt des Deutschen Alpenvereins Sektion Schwaben im Jahre 1957, bei der ausser dem 6100 Meter hohen Alpamayo noch zwölf andere mächtige Eisriesen von den vier tapferen Schwaben bezwungen wurden. Dabei bekommt der Leser auch einen Begriff von Land und Leuten des Hochlandes von Peru, von der Politik und der Wirtschaft in diesem Lande und von dessen uralter Kultur. Für jeden Bergfreund und Liebhaber von Expeditionsberichten ein Buch, das Freude macht.

Starez Siluan, **Mönch vom Berge Athos.** – Leben, Lehre, Schriften. Dargestellt von Archimandrit Sophronius. (Patmos-Verlag Düsseldorf 352 Seiten, 24.00 DM.) Ein Werk, das einen einzigartigen tiefen Einblick gibt in die Welt der Mönche auf dem heiligen Berg Athos und in ein Herzstück ostkirchlicher Frömmigkeit. Siluan, der Sohn eines russischen Bauern, starb 1938 als Starez, das heisst als heiligmässig anerkannter Mönch auf dem Berge Athos, und der Verfasser, der uns über sein Leben berichtet und im zweiten Teil die hohe geistliche Weisheit des Starez selbst sprechen lässt, weilte von 1925 an selbst 22 Jahre lang auf dem Athos, davon längere Zeit als geistlicher Vater. Das Buch kann gerade heute, wo die Ostkirche wieder stärker in das Bewusstsein der Katholiken tritt und wir nach der Gemeinsamkeit unseres Glaubens suchen, eine wichtige Aufgabe erfüllen.

Arthur M. Miller, **Der Herr mit den drei Ringen.** – Verlag Herder Freiburg, 506 Seiten, 18.80 DM.) Ein reicher, farbiger Roman um die Reichsabtei Ottobeuren, in dessen Mittelpunkt der Abt Rupert Ness, der Schmiedesohn aus Wangen im Allgäu steht, der wagemutige Bauherr des heutigen Klosters, der Landesherr, welcher den Grossen seiner Zeiten begegnete, und der geistliche Vater, der auch einer Kreszentia von Kaufbeuren ehrfürchtiges Verstehen entgegenbrachte. Das Buch macht zugleich einen wichtigen Abschnitt der deutschen Kulturgeschichte, die Blütezeit des Barock, und für uns auch ein Stück Heimatgeschichte lebendig.

Douglas Hyde, **Der Räuberhauptmann Gottes** – Die Geschichte Don Oriones, des "Vaters der Armen". (Verlag Herder Freiburg, 224 Seiten, 11.80 DM.) Es ist kein Zufall, dass der ehemalige englische Kommunist Hyde sich für das Leben des italienischen Steinklopfersohnes und Don Boscoschülers Orione († 1940) interessierte, dieses Revolutionsnärs der Nächstenliebe, der alle normalen Grenzen überschritt. Und aus dieser geistigen Verwandtschaft ist ein leidenschaftlich genaues und ungewöhnlich fesselndes Lebensbild des modernen Apostels Orione entstanden, für den der Seligsprechungsprozess bereits im Gange ist.

Hilde Firtel, **"Denn mein Mann wollte Priester werden".** – (Kanisius-Verlag, Konstanz, 92 Seiten, 2.60DM.) Hinter dem ungewohnt sensationell anmutenden Titel verbirgt sich eine wirklich sensationelle Lebensbeschreibung: Cornelia Connelly, die Frau eines protestantischen Pastors, wird diesem zuliebe katholisch und geht sogar, als ihr Mann katholischer Priester werden will, als Mutter von fünf Kindern auf ihre Ehetrennung ein. Aber während ihr Mann, der nur aus Ehrgeiz, ohne echte Berufung gehandelt hatte, tragisch scheitert und von der katholischen Kirche abfällt, wird sie in England zur Gründerin einer Ordensgenossenschaft für katholische Mädchenerziehung, die heute ausser dem Mutterhaus in Rom 16 Häuser in Europa, 27 in Amerika und 6 in Afrika zählt, und stirbt 1879 eines heiligmässigen Todes.









